

Zeugen des
gegenwärtigen
Gottes



JOHANN HEINRICH JUNG
*Die Wissenschaft und Armen-erlebens- und Doctor
Chirurgischer Rath und Professor
der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe
in Wetzlar*

Heinrich Jung-Stilling

Wanderer an Gottes Hand

nach Margareta Spörlin

Vorwort / Stillings Kindheit / Erste Lebens-
schule / Wanderschaft / Häusliches Leben und
Wirkungskreis / Lehrjahre / Alter / Ein Brief
Nachwort



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN UND BASEL

Heinrich Jung-Stilling

Seien wir ehrlich: Was wissen wir heute noch von Jung-Stilling? Daß er mit Goethe irgend etwas zu tun gehabt hat, daß er zu den „Stillen im Lande“ zählte, daß er in mehreren Bänden sein Leben beschrieben und verschiedene Romane verfaßt hat, die zu ihrer Zeit gern gelesen wurden, — ja, und vielleicht weiß man noch, daß er zahlreichen Blinden durch erfolgreiche Staroperationen das Augenlicht wiedergeschenkt hat. Nun kann man gewiß nicht über das Leben eines jeden, dessen Namen einst viel genannt worden ist, genau Bescheid wissen; man braucht es auch nicht. Denn nicht jeder einst „Berühmte“ verdient, der Vergessenheit entzissen zu werden, in die er mit der Zeit geraten ist. Dieser Mann Jung-Stilling aber verdient es — nicht, weil er Goethes Freund gewesen ist, nicht, weil ein Zar Alexander ihn besucht hat, und auch nicht, weil er aus kleinen Verhältnissen kommend einen fast amerikanisch anmutenden Aufstieg genommen hat. Er verdient es, weil er bei alledem stets ein Zeuge seines Gottes gewesen ist, der weder in schlechten noch in guten Tagen je vergaß, daß alles, was ihm geschah, von Gott kam und zu seinem Heile dienen sollte.

Dieses kleine Buch erzählt uns in bewußter Anlehnung an Stillings Selbstbiographie die Lebensgeschichte dieses Mannes und das heißt: die Geschichte seiner Wanderschaft durch das Leben an Gottes Hand.

Elfter Band der Sammlung
Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Es erschienen bis jetzt:

- | | |
|-----------|----------------------------|
| Band 1 | Bodelschwingh |
| Band 2 | Pastor Dr. Wilh. Busch |
| Band 3 | Johann Christoph Blumhardt |
| Band 4 | Carl Hilty |
| Band 5 | Samuel Keller |
| Band 6 | Baronin Wurmb von Zink |
| Band 7/8 | Matthias Claudius |
| Band 9/10 | Mathilda Brede |
| Band 11 | Jung-Stilling |

Die Reihe wird fortgesetzt.

Copyright by Brunnen-Verlag Gießen 1950

Printed in Germany

Druck von Münchowsche Universitäts-Druckerei

Wilhelm Schmitz in Gießen

Heinrich Jung-Stilling

Wanderer an Gottes Hand

nach Margaretha Spörlin

Verfasserin der „Elsässischen Lebensbilder“



BRUNNEN-VERLAG GIESSEN

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	5
Stillings Kindheit	8
Stillings erste Lebensschule	16
Stillings Wanderschaft	27
Stillings häusliches Leben und sein Wirkungskreis	45
Stillings Lehrjahre	57
Stillings Alter	68
Ein Brief	72
Nachwort	79

Dorwort

Auf der Suche nach einer für unsere Reihe „Zeugen des gegenwärtigen Gottes“ geeigneten Arbeit über Heinrich Jung-Stilling wurden wir liebenswürdigerweise von Fräulein Dr. Maria Schwarz, einer Urenkelin Jung-Stillings, auf ein längst vergriffenes Büchlein aufmerksam gemacht, das 1877 unter dem Titel „Vater Jung-Stilling und das Fräulein Katharina“ in einem schweizerischen Verlag erschienen war. Die Verfasserin des Bändchens, Margaretha Spörlin, deren „Elsässische Lebensbilder“ zu ihrer Zeit gern und viel gelesen wurden, läßt darin das ehrwürdige Fräulein Katharina während eines Kuraufenthaltes in Badenweiler vor einem kleinen Zuhörerkreis an verschiedenen Abenden das Leben Jung-Stillings erzählen. „Als ich später,“ so sagt Margaretha Spörlin im Eingangskapitel ihres Buches, „Stillings selbstverfaßte Lebensgeschichte las, da ging es mir wie den Kindern, denen eine erzählte Geschichte so zur Wahrheit geworden, daß sie durchaus keine andere als die erste Version mehr annehmen wollen; und da, wo das Buch es mit anderen Worten oder auf eine andere Weise als Fräulein Katharina erzählte, da meinte ich, der Verfasser müsse sich notwendig geirrt haben. Und wiederum, wo es wörtlich mit der Erzählung übereinstimmte, da mußte es wahr sein, denn akkurat so hatte es auch Fräulein Katharina gesagt. Ich habe Stillings Leben seitdem oft und mit großem Segen gelesen, aber den Zauber jener ersten Erzählung hat es nie wieder auf mich ausgeübt.“

Auch wir haben etwas von dem Zauber dieser Erzählung, die uns schildert, „wie aus dem armen Schneidbergesellen ein so geschickter Augenarzt und gelehrter Schrift-

steller hat werden können," verspürt, und wir sind der Überzeugung, daß es anderen Lesern ebenso ergehen wird. Deshalb haben wir uns auch gern entschlossen, dem dankenswerten Hinweis von Fräulen Dr. Schwarz zu folgen und die Arbeit von Margarethe Spörlin für unsere Lebensbilder-Reihe zu verwerten. Wir tun es umso lieber, als diese Erzählung in Aufbau und Inhalt weitgehend der Stilling'schen Lebensgeschichte folgt, Jung-Stilling selbst häufig zu Worte kommen läßt und auch sonst meist recht glücklich den passenden Ton findet.

Leider waren wir gezwungen, das Original, das mit seinen fast 160 Seiten für unsere Zwecke zu umfangreich war, an verschiedenen Stellen zu kürzen. So meinten wir, ohne dem Ganzen zu schaden oder etwa Gewalt antun zu müssen, auf die Rahmenerzählung mit dem Fräulein Katharina getrost verzichten zu können. Auch einige längere Ausführungen über Stilling's umstrittene „Theorie der Geisterkunde“, Einschübe, die uns allzu sehr einem überlebten Zeitgeschmack entgegenzukommen schienen, meinten wir, unseren Lesern vorenthalten zu dürfen. Außerdem haben wir überall dort, wo nach unserm Empfinden die Verfasserin an Befühlsaufwand ein wenig zuviel des Guten getan hat, eine schlichtere Ausdrucksweise gewählt. Und schließlich haben wir zur Erleichterung der Lektüre die veraltete Satzstellung, Rechtschreibung und Zeichensetzung des Originals unserem heutigen Sprachgebrauch angepaßt.

Die wichtige Frage aber, inwieweit ein Mann wie Jung-Stilling auch uns heute noch etwas zu sagen hat, wollen wir vorerst zurückstellen, um zunächst dem Leser Gelegenheit zu geben, sich selbst ein Urteil darüber zu bilden.

Der Verlag.

„Jung-Stilling“

Im Rückblick auf seine Selbstbiographie sagt Jung-Stilling: „Daß ich, der Hofrat Jung, der Verfasser dieser fünf Bändchen [Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft, Lehrjahre, häusliches Leben und Alter] bin und also meine eigene Lebensgeschichte erzählt habe, das weiß jetzt jedermann.“ — Dies nur zur Erläuterung, damit man weiß, daß J u n g sein Familien- und S t i l l i n g sein Schriftstellernamen gewesen ist. Da er aber unter dem letzteren bekannt geworden ist, wollen auch wir ihn im folgenden S t i l l i n g nennen.

Stillings Blindheit

Heinrich Stillings Großvater, Eberhard Jung, wohnte im Dorfe Grund im Nassauischen. Er war Bauer und Kohlenbrenner. Seine Frau, Margareth, hatte ihm sechs Kinder geboren, zwei Söhne und vier Töchter. Eberhard war ein frommer, schlichter Mann mit einfachen patriarchalischen Sitten. Er brachte den ganzen Sommer im Walde bei seinen Kohlenmeilern zu und kam nur am Samstagabend nach Hause, um die Seinen zu sehen, des Sonntags in die Kirche zu gehen und seine Nahrung für die Woche zu holen. Auf seine Vorfahren war er stolz. Sein Urgroßvater, Uli Jung, war aus der Schweiz gekommen, wo er mit Zwingli wohlbekannt gewesen ist; anno 1530 hatte er sich im Dorfe Grund häuslich niedergelassen und soll ein starker und beherzter Mann gewesen sein. Er sei hundertundein Jahre alt geworden und selig gestorben, nachdem er fromm und christlich gelebt — so hat es der alte Eberhard seinem Enkel, unserm Heinrich Stilling, erzählt und hinzugefügt: „Laß dir das die größte Ehre von der Welt sein, daß deine Vorfahren alle Männer waren, die du im Himmel wiederfinden wirst, und danke Gott, daß ihr Segen auf dir ruht.“

Die Jungs sind wohl alle recht gute Köpfe gewesen. Eberhards ältester Sohn Johann, der in einem benachbarten Dorfe lebte, war Feldmesser und beschäftigte sich viel mit Mechanik, Elektrizität, Optik und Mathematik. Und wenn er auf diesem Gebiet eine Entdeckung gemacht hatte, eilte er damit nach Grund ins Vaterhaus und teilte den Seinen die Erfindung mit, „was allemal ein Fest für die ganze Familie war.“

Wilhelm Jung, Eberhards zweiter Sohn, war von Beruf Schneider und zugleich Schulmeister in dem Dorf,

in dem sein Bruder Johann wohnte. Dort lebte ein vertriebener Pfarrer, Moriz, der seinen kümmerlichen Unterhalt durch Herstellung von Uhren verdiente. Dieser Pfarrer hatte eine Tochter, Dortchen genannt, ein sanftes, liebliches Mädchen. Wilhelm und Dorothea liebten sich, und trotz des Mädchens Armut gab der alte Eberhard mit Freuden seine Einwilligung zu ihrer Verbindung. Das junge Paar wohnte nach der Hochzeit bei den Eltern und aß an ihrem Tisch. Dortchen half ihrem Manne beim Handwerk, indes Margareth und ihre vier rüstigen Töchter das Feld bebauten und den Haushalt besorgten und der alte Ebert seine Kohlen brannte. Als Dortchen in die Wochen kam und am 12. September 1740 unser Heinrich Stilling geboren wurde, da war die Freude groß bei den guten Leuten, und sie fühlten sich glücklich und gesegnet. Es war überhaupt ein gemüthliches, trauliches Leben in Eberhards Hause. Und die Erinnerung daran hat unsern Stilling so begeistert, daß er es in seiner Jugendgeschichte noch einmal durchlebt und so frisch und anmutig erzählt, wie kaum ein anderer seine Kindheit beschrieben hat.

Aber „wen der Vater lieb hat, den züchtigt er.“ Und so durfte bei den Jungs auch das Kreuz nicht fehlen. Dortchens Vater wurde eines Winters erstoren unterm Schnee gefunden. Und wenig später — der kleine Heinrich mochte ungefähr anderthalb Jahre alt sein — starb die junge Frau plötzlich an einem hitzigen Fieber. Das war ein schwerer Schlag für alle, und der alte Ebert klagte unter Thränen: „Ein zweites Dortchen können wir nicht wieder finden, so lieb, so gut, so fromm und so sanft, wie unser Dortchen gewesen ist.“

Wilhelm aber, der nur für seine Frau gelebt hatte und dem mit ihr die ganze Welt begraben wurde,

verfiel bald in eine so trostlose Schwermut, daß er nicht imstande war, für sein Kind zu sorgen, noch sonst etwas Nützliches zu tun; und so mußten denn Margareth und ihre Töchter den Jungen in die Pflege nehmen. Er wurde bald aller Liebling im Hause, von dem jedes meinte, er gehöre ihm ganz. Der alte Ebert lebte wieder auf mit seinem Enkel; und wenn er am Samstagabend heimkehrte und ihm der kleine Mann jubelnd entgegenwackelte, da lachte dem Alten das Herz im Leibe. Er nahm den Buben auf seinen Schoß, teilte Butterbrot, Pfannkuchen und süße Milch mit ihm, ließ ihn auf seinen Knien reiten und sang ihm ein Lied dazu. —

Stilling war ein Kind der Vorsehung; das hat er mit innigem Dank sein ganzes Leben lang bezeugt. Der Herr hat ihn an der Hand geführt und schon als Kind wunderbar zu sich gezogen.

Sein Vater war durch einen sogenannten „Erweckten im Lande“ aus seinem dumpfen Trübsinn aufgerüttelt worden, wollte sich der Welt entziehen, durch selbstgewählte Heiligkeit den Himmel verdienen und auch seinen Sohn nach diesen Grundsätzen erziehen. Sobald Heinrich herangewachsen war, nahm er ihn zu sich auf den oberen Boden des Hauses, den er allein bewohnte. Und außer mit den Mitgliedern der Familie durfte der Junge mit niemanden verkehren, auch nie mit anderen Kindern spielen. Schon die kleinste Übertretung seiner Gebote strafte Vater Wilhelm so streng mit der Rute, daß Heinrich oft seine Zuflucht zum Lügen nahm, ja sogar in seinem kindlichen Gebet Gott gedankt hat, wenn es ihm gelungen war, durch irgendeine Lüge den unbarmherzigen Züchtigungen seines Vaters zu entgehen. Dennoch hat bei dieser engherzigen, finsternen Frömmigkeit seines Vaters der Knabe keinen Widerwillen oder gar Haß gegen den christ-

lichen Glauben gefaßt. Dafür sorgte Gott durch den guten Großvater, der kopfschüttelnd dem strengen Regimente zusah und liebevoll dem Buben tausend kleine Freuden zu bereiten wußte. Heinrich liebte und verehrte seinen Großvater von ganzer Seele. Er meinte treuherzig, durch den Mund des alten Ebert rede unser Herrgott selber mit ihm. Und, weil er sie zuerst vom geliebten Großvater gehört hat, deshalb sind wohl auch die heiligen Wahrheiten des Christentums in seiner jungen Seele so fest verankert geblieben.

Dennoch entwickelte sich unter dieser strengen Zucht der Junge zwar auf eigene, doch so ausgezeichnete Weise, daß die ganze Familie und alle Nachbarschaft darüber in Erstaunen und Bewunderung geriet; und der alte Ebert sagte zu seiner Margareth: „Der Bube wächst uns über den Kopf; der Herr hat ihn gewiß zu seinem Dienst bestimmt. Wenn ich eine Art mache, so will ich damit hauen; und wozu Gott einen Menschen schafft, dazu will er ihn auch brauchen.“ So war der Großvater ganz beruhigt über des geliebten Enkels Zukunft. —

Beten, lesen und dem Vater am Handwerk helfen, sobald er Fingerhut und Nadel handhaben konnte, wurde nun Heinrichs Beschäftigung. Täglich mußte er seinem Vater aus der Bibel und Luthers Katechismus vorlesen und aus dem letzteren ein Stück auswendig lernen. Auch andere Bücher gab ihm sein Vater zu lesen. So lernte er Historien, Balladen, Legenden und Märchen aus den alten Ritterzeiten kennen. Deren Helden und Menschen lebten und webten in des Knaben lebhafter Phantasie. Und wer an ihrem Dasein oder an der Wahrheit ihrer Geschichte gezweifelt hätte, den hätte er für einen argen Ungläubigen oder Ketzer gehalten. In des Großvaters Baumgarten, der an den Wald grenzte, und auf dem

engen Raum, den ihm der Vater zum Spielplatz angewiesen hatte, und den Heinrich nicht überschreiten durfte, war seine Welt, die er mit seinen Idealen belebt und bevölkert hat. Dabei waren alle diese romantischen Elemente in seinem Gemüt dem Christlichen untergeordnet. Daß seine Helden Jesum Christum geliebt, Gott gefürchtet und ihm gedient hatten, das war es, was sie für seine junge Seele so groß und herrlich machten; das war das Ideal, nach dem er selbst strebte, und das er erreichen wollte. —

Erstaunlich, wie treffend schon der kleine Bube den Erwachsenen Rede und Antwort zu stehen wußte. Einst wollte der Nachbar Stähler vom Schneider Wilhelm ein Kamisol gemacht haben und nebenbei den achtjährigen Buben sehen, von dem er schon so viel gehört hatte.

„Was machst du da, Heinrich,“ fragte er ihn.

„Ich lese.“

„Kannst du denn lesen?“

„Das ist eine dumme Frage. Ich bin ein Mensch und sollte nicht lesen können?“ Und er las darauf so geläufig und mit so viel Ausdruck, daß Stähler verwundert ausrief:

„Hol' mich der Teufel! So was habe ich mein Lebtag nicht gesehen!“

Bei diesem Fluch sprang der Kleine erschrocken auf, blickte scheu umher, da er fürchtete, der Berufene könnte kommen. Dann aber, da er nicht erschien, rief er freudig: „Gott, wie gnädig bist Du!“ und zu Stähler gewandt: „Mann, habt ihr den Satan schon gesehen?“

„Nein.“

„So ruft ihn nicht mehr,“ sagte Heinrich und verließ den Raum.

Ein andermal kam der Pastor Stollbein, der das Wunderkind auch sehen wollte. Auf seines Vaters Befehl

stand Heinrich aufrecht an der Wand wie ein Soldat; zwischen den gefalteten Händen hielt er seine Mütze, die aus grauen und blauen Tuchlappen zusammengesetzt war. Stollbein, der sehr hochfahrend sein konnte, sprach zuerst mit dem Vater; dann wandte er sich gegen den Buben: „Guten Morgen, Heinrich.“

„Man sagt guten Morgen, wenn man in die Stube kömmt.“

„Kannst du wohl schon den Katechismus?“

„Noch nicht all.“

„Wie, noch nicht all? Das ist ja das erste, was die Kinder lernen müssen.“

„Nein, Pastor, das ist nicht das erste. Kinder müssen zuerst beten lernen, daß ihnen Gott Verstand gebe, den Katechismus zu begreifen.“

Stollbein, der schon etwas ärgerlich war, stuzte bei dieser Antwort und fragte milder: „Wie betest du denn?“

„Ich bete: Lieber Gott, gib mir doch Verstand, daß ich begreifen kann, was ich lese.“

„Recht so, mein Sohn.“

„Ihr seid nicht mein Vater.“

„Ich bin dein geistlicher Vater.“

„Nein, Gott ist mein geistiger Vater; ihr seid ein Mensch, ein Mensch kann nicht Geist sein.“

„Wie? Hast du denn keinen Geist, keine Seele?“

„Ja freilich! Wie könnt Ihr nur so einfältig fragen? Aber ich kenne meinen Vater.“

„Kennst du denn auch deinen geistigen Vater?“

Heinrich lächelte: „Sollte ein Mensch Gott nicht kennen?“

„Du kannst Ihn ja nicht sehen.“

Da holte der Knabe seine abgegriffene Bibel und wies dem Pastor Römer 1, 19—20.

Stollbein erstaunte. Er hieß Heinrich hinausgehen und sagte zu Wilhelm: „Habt acht auf den Jungen, er wird euch alle überflügeln.“ —

Mit der Zeit ist auch der Vater wieder milder geworden. Dazu mag wohl der alte Eberhard durch sein Beispiel und seine Ermahnungen viel beigetragen haben. Aber auch ein unscheinbares kleines Ereignis hat Vater und Sohn einander nähergebracht. Einst führte Wilhelm den Buben in den malerischen Ruinen des Weisenburger Schlosses spazieren, wo Dortchen sich oft und gern aufgehalten hatte. Dort fand Heinrich unter einem Stein ein kleines Sackmesser mit grünem Heft. Als er es ganz vergnügt seinem Vater zeigte, fing dieser heftig zu weinen an; und als Heinrich das Messerchen näher betrachtete, sah er, daß auf der Klinge mit Akwasser der Name „Johanna Dorothea Jung“ geschrieben war. Da brach auch er in Tränen aus, denn er liebte und verehrte seine verstorbene Mutter sehr. Und da hat Wilhelm zum erstenmal seinen Jungen gerührt in die Arme geschlossen. Heinrich aber, der nur von einem ernsten, strengen Mann, den man fürchten und dem man gehorchen mußte, und von keinem liebenden Vater wußte, fragte ganz erstaunt: „Vater, hast du mich denn lieb?“

Wilhelm nickte und drückte ihn fest ans Herz.

Von diesem Tage an ist eine merkliche Veränderung mit dem Vater vorgegangen. Er führte seinen Heinrich zum erstenmal in die Kirche und an das Grab der Mutter, wo „die beiden Liebhaber des seligen Dortchens“ (wie Stilling sagt) lange gesessen, sich ausgemweint und ausgesprochen haben. Wilhelm ging nun auch wieder unter die Menschen und verkehrte freundlich mit ihnen, ja, er nahm sogar die Schulmeisterstelle im nächsten Dorf wieder an.

Auf Pastor Stollbeins Antrieb wurde nun Heinrich in die lateinische Schule geschickt. Margareth „fütterte ihn des Morgens recht ab“ und gab ihm ein tüchtig Stück Brot zum Mittagessen in den Sack. Damit wanderte Heinrich nach Florenburg, lernte dort tüchtig in der Schule und kam auf den Abend wieder heim. Die übrige Zeit mußte er Knöpfe mit Kamelhaaren überziehen und das Schneiderhandwerk lernen. „Denn,“ sagte der alte Eberhard zu Wilhelm, „der Junge hat einen unerhörten Kopf, etwas zu lernen. Gott hat diesen Kopf nicht umsonst gemacht. Laß ihn also lernen, so viel er kann und will, und gib ihm zuweilen Zeit dazu, aber nicht zuviel, sonst kommt er dir ans Müßiggehen und liest auch nicht so fleißig mehr. Wenn er aber brav am Handwerk geschafft hat und auf die Bücher recht hungrig geworden ist, dann laß ihn eine Stunde lesen — das ist genug. Nur mach', daß er sein Handwerk recht lernt; so hat er Brot, bis er sein Latein brauchen kann und ein Herr wird — wenn es also Gottes Wille ist.“

Diese Zeit war der Höhepunkt von Heinrichs glücklichen Kinderjahren. Die drei ältesten Töchter des Hauses hatten nach auswärts geheiratet. Eberhard hatte das Kohlenbrennen aufgegeben und führte mit seiner Frau und jüngsten Tochter und mit Wilhelm und Heinrich ein stilles, friedliches Leben. Heinrich war seelenvergnügt, daß er seine Schwingen entfalten und nach Herzenslust lesen und lernen konnte. Bald war er der lateinischen Sprache mächtig und hatte den Schulmeister überflügelt. Dieser war stolz auf den ausgezeichneten Schüler und erlaubte ihm, seine kleine Bibliothek zu benutzen. Das ließ sich unser Heinrich nicht zweimal sagen. Er nahm gewöhnlich die Bücher mit heim und las sie auf dem Wege von Florenburg bis nach Hause. Und wenn er dann heimkam und mit

seinen vier lieben Leuten am Klapptisch saß und das Abendbrot verzehrte, pflegte er die Geschichten zu erzählen, die er auf dem Wege gelesen hatte. Und alle hörten mit großer Freude zu.

Stillings erste Lebensschule

Leider sollte für unseren Heinrich diese glücklichste Zeit seiner Kindheit nicht lange dauern. Als er elf Jahre alt war, starb plötzlich sein Großvater an den Folgen eines Unfalles. Und damit begann für den Enkel eine ernste Lebensschule voll schmerzlicher Prüfungen.

Elisabeth, die älteste Tochter Eberhards, war an den Seidenweber Simon verheiratet. Dieser übernahm nun das Jung'sche Haus, „und alles wurde anders“, wie Stilling klagt. „Der alte, eichene Klapptisch voller Segen und Gastfreundlichkeit, an dem Heinrich auf des Großvaters Schoße gesessen und aufgewachsen war, wurde auf den Boden hinter den Schornstein verbannt. Das sanfte Wehen des Eberhardischen Geistes verwandelte sich in das Gebrause ängstlicher Begierde nach Geld und Gut. Margareth fühlte dies schmerzlich; sie zog sich in einen Winkel hinter den Ofen zurück; und da verlebte sie ihre übrigen Jahre. Sie wurde starblind, was sie aber nicht am Flachsspinnen hinderte, womit sie ihre Zeit hinbrachte.“ (Stillings Jünglingsjahre.)

Indessen lernte Heinrich tüchtig in der Florenburger Schule. Er verschlang alle Bücher, die er sich verschaffen konnte. Und bis zu seiner Konfirmation hatte er zu Pastor Stollbeins großem Erstaunen nicht nur geläufig Lateinisch lesen und schreiben gelernt, sondern er hatte auch neben

seinen alten Historien und Rittergeschichten die Mathematik ganz klar im Kopfe.

„Du mußt studieren, Heinrich,“ sagte der Pastor. Heinrichs Herz hüpfte vor Freude. Vater Wilhelm aber erklärte, der Berg sei zu hoch für seine Kräfte; sein Sohn müsse sein Brot verdienen und beim Schneiderhandwerk bleiben.

„Das Handwerk hat einen goldenen Boden,“ hatte der alte Ebert seinem Enkel wiederholt eingeschärft. Aber für unsern armen Heinrich ist es eher ein schweres Joch gewesen, das seine aufstrebende Seele zu Boden drückte. Nur sein kindliches Gottvertrauen hielt ihn aufrecht und gab ihm den Mut, unverdrossen fortzufahren, sich auszubilden und so viel zu lernen, wie er konnte. „Denn,“ sagte er damals schon, „Gott hat mir diesen Trieb nicht umsonst gegeben; ich will ruhig sein, Er wird mich führen und ich will Ihm folgen.“

Da er nicht studieren durfte, wurde das Schulmeisteramt das Ziel seiner Wünsche; konnte er sich doch dabei mit Lesen und Lernen beschäftigen. Und als Pastor Stollbein ihm eines Tages eröffnete, er habe ihn zum Schulmeister von Zellberg (eine Stunde von Grund) ernannt, war der Fünfzehnjährige übergücklich. Auch Vater Wilhelm war es zufrieden; war er doch sein Leben lang Schneider und Schulmeister gewesen und ist ihm nie eingefallen, daß sein Sohn sich etwas anderes wünschen könnte.

Am 1. Mai 1755 hat der junge Schulmeister voll Dank und froher Hoffnung sein neues Amt angetreten. Die Zellberger empfangen ihn mit großer Freude, denn sie hatten schon Wunderdinge von seiner Gelehrsamkeit und seinem vielseitigen Wissen gehört. Leider wurde in Zellberg wie in andern kleinen Dörfern den Sommer über

von Mai bis Martini nur zweimal in der Woche — am Freitag und Samstag — Schule gehalten. Das trübte unserm Heinrich den schönen, klaren Himmel, denn die übrigen vier Tage mußte er wieder daheim am Handwerk arbeiten.

Und doch war er glücklich. Und wenn er am Freitagmorgen vor Sonnenaufgang leichten Fußes durch den schattigen Wald nach Zellberg wanderte, dem Herrn sein Dankopfer gebracht und mit den Vögeln sein Morgenlied gesungen hat und danach die Melodie einer alten Romanze oder einen Choral auf der Hirtenflöte blies — dann schwebte seine Seele im Reich goldener Träume, und er baute die schönsten Luftschlösser — bis er in der Zellberger Schulstube unter seinen Kindern stand. Doch auch da war er zufrieden, weil er lesen und erzählen durfte.

Er war von Natur sehr musikalisch und hat wohl in der Kirche beim Schulmeister die Orgel spielen gelernt und dann mit der ihm eigenen Beharrlichkeit sein Talent weiter ausgebildet. Musik und Poesie haben gleich zwei himmlischen Trösterinnen Stilling durch sein ganzes Leben begleitet.

In der Schule übrigens ging's ganz prächtig. Des Morgens betete er mit seinen Kindern, ließ sie in der Bibel und im Katechismus lesen, gab jedem seine Aufgabe, was er schreiben sollte, und dann ging's ans Erzählen vom Kaiser Octavianus, der schönen Magelone und so fort bis zur Zerstörung der königlichen Troja. Waren die Kinder nicht fleißig, so erzählte Heinrich nicht, sondern las für sich. Und um des Erzählens willen lernten die Kinder unglaublich schnell. Die Eltern konnten gar nicht begreifen, wie das ohne Züchtigung möglich war. Aber sie und die Kinder liebten ihren Schulmeister und

hielten ihn in Ehren. Und so hatte Heinrich, wie er selbst sagt, „in Zellberg ein paradiesisches Leben.“

Es währte jedoch nur bis zum Herbst. Aus Eifersucht auf den Zellberger Förster, der Heinrich lieb gewonnen und ihm seine reichhaltige Bibliothek zur Verfügung gestellt hatte, benutzte Pastor Stollbein eine von dem jungen Schulmeister eigenmächtig eingeführte Neuerung als Vorwand, ihn zu Martini aus dem Amt zu entlassen. Der Protest der Zellberger fruchtete nichts; Stollbein, der in Schulsachen unumschränkt befehlen konnte, blieb unerbittlich, und Heinrich mußte schweren Herzens von der Schule und den Kindern, die ihm weinend das Geleit gaben, scheiden und in die väterliche Werkstatt zurückkehren.

Doch schon zu Weihnachten erhielt er einen Brief von einem reichen Gutsbesitzer namens Steifmann aus Dorlisheim, der ihm die Stelle eines Hausinformators bei seinen drei Knaben anbot. Er erhielt ein kleines Gehalt, Wohnung und Kost, mußte aber für die Bauernjungen unentgeltlich daneben noch Schule halten. Dieser Brief brachte die ganze Familie in Aufregung, denn Dorlisheim war volle neun Stunden von Grund gelegen, und so weit hatte sich noch kein Junge von der Heimat entfernt. Besonders die alte, blinde Großmutter wollte Heinrich nicht fortlassen und rief Wilhelm warnend zu: „Ich bitte dich, behalte den Jungen bei dir und laß ihn nicht in die weite Welt ziehen, wo er an Leib und Seele verderben könnte!“ Aber Wilhelm meinte, Heinrich müsse selber entscheiden. Und dieser willigte freudig ein, schnürte sein Bündel und marschierte am bestimmten Tage, begleitet von den Segenswünschen der weinenden Großmutter, nach dem fernen Dorlisheim.

Wenn aber der junge Schulmeister sich in Zellberg im Paradiese gewähnt hatte, so fand er in Dorlishheim eine wahre Hölle für sein reines Gemüt. Steifmann war roh, ungebildet und hochmütig und hatte nur Sinn für Geld und Gut. Der stille, schüchterne junge Mensch war ihm zuwider. Er behandelte ihn mit rohem Übermut und würdigte ihn keines freundlichen Wortes. Und wie der Herr, so waren auch die Knechte. Sie quälten und neckten den jungen Informator auf jede nur erdenkliche Weise und haben ihm sein Leben sauer gemacht.

Der arme Heinrich verzweifelte schier in dieser rohen, feindseligen Umgebung. Bücher gab es keine im Hause, vom Beten wußte man nichts. Und in seiner Schule ging's ärger zu als im polnischen Reichstag. Die stämmigen Bauernjungen, aufgehetzt durch Steifmanns ungezogene Buben, verspotteten ihren jungen Lehrer. Und wenn der endlich zum Stock griff und die bösen Buben, wie er meinte, tüchtig verhauen hatte, so lachten sie nur aus vollem Halse, indes ihr Schulmeister bitterlich weinte. Darüber amüsierte Steifmann sich königlich. Er lachte mit den Buben über das dumme Schulmeisterlein und begegnete ihm nur noch höhnischer und herzloser.

In dieser Drangsal klagte Heinrich dem Vater seine Not. Doch der war mit angenehmeren Dingen beschäftigt. Er hatte sich in Leindorf mit einer jungen Witwe verlobt, die dort einigen Landbesitz hatte, und lud Heinrich zur Hochzeit ein. Daß der Vater sich wieder nach einem Familienleben sehnte und mit kommendem Alter der Hilfe und Pflege bedurfte, begriff Heinrich gut, so weh es ihm auch tat, an Stelle der verehrten, geliebten Mutter eine Fremde zu sehen. — Als er zur Hochzeit kam, hieß ihn die Stiefmutter freundlich willkommen, und da sie hörte, wie es ihm in Dorlishheim erging, verlangte sie, daß er

nicht mehr dorthin zurückkehre, sondern daheim bei den Eltern bleibe. Wilhelm aber sagte, die Jungs hätten noch immer Wort gehalten, und Heinrich müsse in Dorlisheim bleiben, bis seine Zeit abgelaufen sei. Dies geschah auch; aber auf Ostern nahm Heinrich seinen Abschied und kehrte zum Handwerk und zu seinem Vater, der nun in Leindorf bei seiner jungen Frau wohnte, zurück.

Zwar mußte nun Heinrich wieder in seinem Winkel sitzen und nähen, doch er hatte sich zum Trost aus Zellberg vom alten Förster wieder die geliebten Bücher geholt und besaß nun auch eigene; denn für das Geld, welches Steifmann ihm als Behalt gegeben hatte, hatte er sich Bücher und mathematische Instrumente kaufen können, die er nun voll Stolz über seinem Schneidertisch aufstellte.

Das Familienleben im Jung'schen Hause entwickelte sich leider nicht zum besten. Die Stiefmutter erwies sich als ziemlich geizig und hatte kein Verständniß dafür, daß dem Jungen die Feldarbeit, die er nun leisten mußte, und an die er nicht gewöhnt war, zum wahren Martyrium wurde. Unwillig schalt sie auf den „großen Lämmel, der sein Brot nicht verdienen wolle, zu vornehm und zu bequem zur Arbeit sei und nur immer über den unnützen Büchern hocke.“ Und durch ihren Einfluß wurde ihm auch wieder mehr und mehr das Herz des Vaters entfremdet.

Erträglicher für Heinrich wurde es erst, als die Leindorfer, deren Pastor dem Jüngling wohlgesinnt war, ihn zu ihrem Schulmeister ernannten. Er wurde von der Feldarbeit befreit und übte dieses Amt neben dem Schneiderhandwerk bis zu seinem achtzehnten Lebensjahr aus. Als ihm dann aber ein Verwandter seiner verstorbenen Mutter, der Pfarrer Goldmann, eine schöne Stelle an der Preisfingener Schule antrug, schüttelte er seelenfroh den Leindorfer Staub von den Füßen und siedelte in das hübsch

gelegene Preisingen über. Dort traf er es gut an. Er erhielt Kost und Unterkunft bei einer ehrbaren Witwe, die ihn bald mit mütterlicher Zuneigung umgab.

In seinem neuen Amt ließ es sich Heinrich ernstlich angelegen sein und hat es nach Pflicht und Ordnung bedient. Einer seiner Biographen, Doktor Rudelbach, sagt, „er habe dort die Basedowsche Methode vor Basedow [bekannter Pädagoge] eingeführt.“ Er lehrte die Kinder vierstimmig singen, wobei er den Gesang mit seiner schönen Stimme selbst leitete. „Und wenn er dann abends im Freien mit seinen Kindern die schönen Choräle anstimmte, so gingen alle, Mann, Weib und Kinder, vor die Tür, hörten zu, segneten ihren Schulmeister und legten sich schlafen.“ Bücher erhielt er von Pastor Goldmann, so viel er nur wollte, und konnte nun nach Herzenslust lesen und seine Kenntnisse erweitern. Dennoch erfaßte ihn merkwürdigerweise in diesen günstigen Verhältnissen ein ständig wachsender Widerwillen gegen das Informieren und Schulehalten. So sagt er einmal: „Wenn ich, wie in Preisingen zum Schulehalten, daheim nur acht Stunden zum Nähen hätte verwenden dürfen, so wäre ich lieber beim Handwerk geblieben.“

In seiner Schule hatte er allerlei Wettspiele erdacht, um die Kinder spielend buchstabieren, lesen und schreiben zu lehren. Den Verständigen in der Gemeinde war das ganz recht, und sie freuten sich mit den Kindern darüber; andere aber ärgerten sich, nannten ihn einen Fuchschwänzer und Prahlhans und wurden ihm feind. Nun hatte er die Unvorsichtigkeit, eine Art Kartenspiel für das Lernen des Heidelberger Katechismus einzuführen. Er schnitt weiße, papierne Kärtchen und zeichnete Nummern darauf. Die Karten wurden dann gemischt, die kleinen Nummern von den größeren gestochen, und auf diese

Weise wurde ermittelt, ob ein Kind etwas oder ob es nichts für den folgenden Tag zu lernen hatte. Das war den Bauern denn doch zu viel. Sie verklagten Heinrich bei Pfarrer Goldmann und erklärten, daß sie ihn nicht mehr als Schulmeister behalten wollten.

Goldmann bedauerte Heinrichs Unvorsichtigkeit, riet ihm aber abzdanken, weil sonst seine Feinde die Sache vors Schulgericht bringen würden, und er dann in seiner Heimat vielleicht nie mehr Schulmeister werden könnte. Heinrich erklärte also den Bauern, daß er des Schulhaltens müde sei und wieder heimgehen wolle, und nahm mit schwerem Herzen Abschied von seiner gastlichen Wirtin, bei der es ihm fast zwei Jahre lang so gut gegangen war. „Das ist nun das dritte Mal,“ seufzte er, „daß ich zu meinem Vater und zum Handwerk zurückkehren muß.“

Die Stiefmutter sah ihn gar nicht an, als er heimkam; sein Vater empfing ihn mit Schmähen und Schelten: „Was willst du nun hier machen, du ungeratener Junge, was helfen dir deine brotlosen Künste? Du mußt Handwerk und Feldarbeit ordentlich verrichten, oder ich kann dich nicht gebrauchen.“

Heinrich nahm es schweigend hin. Zum Glück war es Herbst, die schwerste Feldarbeit vorüber, und er konnte fast immer am Nähtisch sitzen, so daß seine Glieder es besser aushielten. Doch sein Gemüt war niedergedrückt; eine tiefe Schwermut lastete auf seiner Seele; und wenn er zuweilen ein Stündchen zum Lesen fand, was selten geschah, denn sein Vater hielt ihn streng und hart, so war es ihm wie ein Abschiedsgruß aus seiner schönen Jugendzeit.

Wiederum auf Weihnachten aber brachte ihm das Christkind gleichsam einen freundlichen Gruß von seinem himmlischen Vater. Die Kleefelder Vorsteher erwählten

ihn zu ihrem Schulmeister. Ein so vorteilhaftes Amt hätte er nie zu erhoffen gewagt, denn Kleefeld galt als die beste Schule im Lande. Heinrich war wieder wie neu belebt, dankte Gott auf den Knien und zog freudig und voll froher Hoffnung hin, begleitet von seines Vaters Ermahnungen. Er hat dort treu seine Pflicht getan und ist, durch Erfahrung belehrt, mit den Verbesserungen vorsichtig zu Werke gegangen. Wie in Preisingen, so achteten und liebten ihn auch hier die Guten in der Gemeinde und waren ihm herzlich zugetan. Aber der vorige Schulmeister war mit einem Mädchen aus dem Dorf verlobt, und sein Anhang verleumdete den unschuldigen Heinrich auf die niedrigste und böshafte Weise. Man hatte auch den Schulinspektor, einen Mann, der dem Trunk ergeben war, gewonnen. Eines Tages wurde Heinrich vor das Konsistorium zitiert. Der wohlwollende Präsident durchschaute das Komplott, sah aber ein, daß der arglose junge Mann unter solchen Umständen nicht länger bleiben könne. Er riet ihm daher abzudanken, was Heinrich auch tat, worauf er mit einem ehrenvollen Zeugnis entlassen wurde.

Diesmal ging Stilling nicht zu seinen Eltern zurück, sondern zunächst zum Vetter Goldmann, dem er seine Not klagte und zugleich seinen unüberwindlichen Widerwillen gegen das Schulehalten eröffnete wie den mächtigen inneren Trieb, seine Fähigkeiten auszubilden und für das Reich Gottes zu wirken und zu arbeiten. Goldmann hoffte, dem Geprüften eine Stelle in einem Hüttenwerk oder sonst irgendwo als Schreiber verschaffen zu können. Doch es zerschlug sich. Auch der Plan des alten Pastors Stollbein, der sein Ende nahen fühlte und, um Heinrichs Zukunft sicherzustellen, ihn gern zum Rektor der lateinischen Schule in Florenburg befördert hätte, scheiterte an der Hartnäckigkeit der Bauern. Da riet Goldmann dem tiefbe-

trübten Heinrich, sich unter Gottes Hand zu demütigen, zu seinem Vater zurückzukehren, am Handwerk zu arbeiten und in Geduld zu warten, bis ihm der Herr den Weg öffnen werde, auf dem er gehen sollte. Er sagte: „Ein Mensch, der durch Prüfungen geübt ist, kann mehr überwinden als ein Muttersöhnchen, das bequem daheim sitzt und nichts erfahren hat. Getrost, Better, freuet Euch, wenn Trübsale kommen, und glaubet alsdann, daß ihr auf Gottes Universität seid, der etwas Rechtes aus Euch machen will.“

Heinrich, den diese Worte wieder aufgerichtet und mit starker Zuversicht auf Gottes väterliche Führung erfüllt haben, war nun fest entschlossen, still und demütig am Handwerk zu arbeiten. Da sich die Verhältnisse daheim aber nicht gebessert, sondern eher verschlimmert hatten, ging er nicht nach Hause, sondern nahm Arbeit bei andern Meistern in der Gegend. Bei seinen Eltern erschien er nur noch besuchsweise. Anlässlich eines solchen Besuches nun ereignete sich einst ein häßlicher Auftritt, in dessen Verlauf Vater Wilhelm, der schwer unter den selbstverschuldeten Verhältnissen litt, den Sohn fast geschlagen hätte. Dieses Erlebnis hat Heinrich stark erschüttert. Und es war ihm plötzlich, als hörte er eine Stimme sagen: „Geh aus deinem Vaterlande, von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause, in ein Land, daß ich dir zeigen will!“ Da fühlte er sich wunderbar beruhigt, und sein Entschluß war gefaßt: Er wollte als Handwerksbursche auf die Wanderschaft gehen und sein Brot mit Nähen verdienen. Sein Vater, der durch diesen Entschluß wie umgewandelt war und sich seines unbeherrschten Zornes auch schämen mochte, gab dem Sohn seinen Segen auf den Weg. Die alte, blinde Großmutter aber tröstete ihren Liebling mit den Worten: „Mit vielen Schmerzen

mußt du gebären, was aus dir werden soll; aber mein seliger Ebert, der alles vorhergesehen, hat gesagt: der Junge wird am Ende noch glücklich werden — das kann nicht fehlen.“

Am Ostertag 1762 — er stand nun im 22. Lebensjahr — hat Heinrich noch bis spät in die Nacht an den Gräbern der Mutter und des Großvaters gebetet. Und am andern Morgen packte er seine Habe — drei zerlappte Hemden, ein Paar Strümpfe, eine Schlafkappe, die Schere und den eisernen Fingerhut — in einen alten Reisefack, zog sein einziges, abgetragenes Gewand an und ging mit vier Reichstalern in der Tasche in die unbekannte Welt hinaus.

Übrigens, so hart und ungerecht Stilling in seiner Jugend auch behandelt worden ist, so hat er doch nie ein bitteres Wort gegen seinen Vater geäußert; er ist ihm vielmehr bis zu seinem Tode mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht begegnet. Und auch von seinem Onkel Johann, der es inzwischen vom Landmesser zum Kommerzien-Präsidenten gebracht hatte, hat er stets mit Liebe und Achtung gesprochen. Der Oheim mag auch, da Heinrich nie geklagt hat, gar nicht gewußt haben, wie schwer es der Nefte oft gehabt hat und unter welcher dürftigen Umständen er nun seine Wanderschaft antreten mußte. Der aber hat, als er auszog, von niemand Abschied genommen, nur mit kindlichem Vertrauen nach oben geblickt; war er doch jetzt, wie er lebhaft gefühlt hat, auf seines Gottes Universität.

Stillings Wanderchaft

„Wohlan! Ich wende meine Blicke
Nach unbekanntem Bergen hin,
Und schaue nicht nach euch zurücke,
Bis daß ich einst vollendet bin!
Erbarmer! leite mich im Segen
Auf diesen unbekanntem Wegen!“

Sein Wanderweg führte unseren Heinrich zunächst nach Elberfeld. Die große blühende Stadt gefiel ihm, doch konnte er sich nicht entschließen, bei einem Schneidermeister um Arbeit anzuhalten, weil er die Schneider dort mit untergeschlagenen Beinen auf einem Tisch bei der Arbeit sitzen sah, indes er selbst nie anders als auf einem Stuhl vor dem Tisch gesessen und gearbeitet hatte. Hinzu kam, daß er im stillen immer noch hoffte, dem drückenden Handwerk entfliehen zu können. Er spielte eine Zeitlang mit dem Gedanken, nach Holland zu gehen, um dort bei einem Kaufmann eine Anstellung zu finden. Da aber sein Geld zur Neige ging, mußte er zunächst einmal irgendwo unterkommen. So wanderte er nach Solingen, wo, wie er gehört hatte, ein Sohn seines alten Bönners Stollbein Pfarrer war. Der junge Stollbein, der Stillings Großvater noch gekannt hatte, nahm Heinrich freundlich auf und verschaffte ihm fürs erste Arbeit und Unterkunft bei einem Meister, der gerade um einen Gesellen verlegen war. Es waren brave, ordentliche Leute, bei denen sich Heinrich schnell heimisch fühlte, und die ihrerseits den stillen, fleißigen Gesellen bald lieb gewannen.

Als Stilling am ersten Sonntag seines Solinger Aufenthaltes in der Kirche den alten Organisten recht erbärmlich spielen hörte, bot er sich an, den Alten abzulösen. Der war 's zufrieden. Und von nun an spielte Stilling bei

jedem Gottesdienst die Orgel und spielte so schön, daß manche Leute nur, um das Orgelspiel zu hören, zur Kirche kamen. Und die Solinger Bürger, vornehme und geringe, waren von dem geschickten Schneidergesellen entzückt, so daß sein Meister wie sein Landsmann Stollbein ordentlich stolz auf ihn waren. So hat Heinrich drei schöne, glückliche Monate in Solingen verbracht, bis eines Tages erneut die Versuchung an ihn herantrat. Der Solinger Schulmeister trug ihm nämlich die Hauslehrerstelle bei dem vornehmen Kaufmann Hochberg an, der in der Nähe von Solingen ein schönes Landgut besaß. In Heinrich, der doch fest entschlossen gewesen war, gehorsam und demütig beim Handwerk zu bleiben und nur Gottes Willen zu tun, erwachte plötzlich wieder der leidenschaftliche Wunsch, aus der drückenden, niederen Sphäre in eine höhere versetzt zu werden. Wohl warnte die innere Gottesstimme und ließ ihn klar erkennen, daß dieser Trieb emporzusteigen, nur Stolz und verkappte Eitelkeit sei. Der Versucher aber flüsterte dagegen: Du kannst doch nicht ewig am Schneidertisch sitzen, bist zu etwas Besserem geboren; vergrabe doch deine Talente nicht. Heinrich gab der Versuchung nach, obwohl ihn die guten Meisterleute herzlich baten, sie nicht so bald zu verlassen. Er, der nur einen leinenen Kittel, ein Hemd und ein Paar Schuhe hatte anschaffen können, zog keinerlei Erkundigungen über das Hochberg'sche Haus ein und bedachte nicht, wie sein ärmlicher, altmodischer Anzug in dem vornehmen weltlichen Hause notwendig einen ungünstigen Eindruck machen mußte. Ungeduldig riß er sich von seinen Solinger Freunden los und eilte voll froher Erwartung auf das Hochberg'sche Landgut.

Dort ist es ihm jämmerlich ergangen. Unbeholfen und schüchtern stand er in der neumodischen, prächtigen Um-

gebung. Das frivole Wesen und der leichtfertige Weltton waren ihm fremd und beängstigten sein redliches Gemüt. „An der Tafel,“ so sagt er, „bemerkte ich mit Schrecken, wieviel ich noch zu lernen hatte, um Speise und Trank nach der Mode in meinen Leib zu bringen.“ Als vollends Herr und Frau Hochberg merkten, daß ihr Informator keine anderen Kleider hatte als die, die er auf dem Leibe trug, behandelten sie ihn wie einen Landstreicher mit Verachtung und voll Mißtrauen. Alles im Hause wurde sorgfältig vor ihm verschlossen, Herrschaft und Dienstkoten bewachten ihn argwöhnisch, man überhäufte ihn mit Lehrstunden, so daß er nicht einmal Zeit fand, seine Kleider auszubessern. Der arme Heinrich litt, wie er selbst sagt, „Höllqualen“. Er wähnte sich von Gott verlassen und verworfen, ein finstrier Geist der Schwermut überkam ihn und hielt seine Seele umfangen. Er konnte nicht mehr beten, denn er hatte den Glauben an Gottes Liebe verloren und zitterte vor seinem gerechten Zorn. >

Doch wie sich ein Vater über Kinder erbarmt, so hat sich der Herr auch wieder über ihn erbarmt. Während der Weihnachtsfeiertage fand er endlich Zeit, seine abgetragenen Kleider zu wenden und zu flicken. Nun konnte er doch wenigstens ins nächste Dorf gehen, um in der Kirche dem Gottesdienst beizuwohnen — zum ersten Mal, seit er im Hochberg'schen Hause war. Nach dem Gottesdienst nahm sich der Pfarrer des bleichen jungen Mannes, dessen leidender Gesichtsausdruck ihm aufgefallen war, brüderlich an. Er lud ihn zum Mittagessen ein. Und in der darauffolgenden Aussprache konnte Stilling endlich sein Herz erleichtern und empfing dafür Zuspruch und Aufmunterung, so daß er gestärkt den Seelsorger verließ. Zwar hatte er auch dann noch einige Monate mit dem bösen Geist der Schwermut zu kämpfen. Doch als dann der Frühling

ins Land gezogen kam, da fühlte er plötzlich Mut und Kraft, seine drückenden Fesseln zu sprengen.

Eines Morgens in der Frühe, während alles noch schlief, packte er seine geringe Habe; und wie der Vogel, der seinem Käfig entflieht, froh die Schwingen entfaltet, so eilte unser Heinrich leichten Fußes von dannen. Erst als ihn nach mehrstündiger Wanderung sein Magen daran erinnerte, daß es Mittag sei, fiel ihm ein, daß er gar kein Geld besaß. Hochberg hatte ihm nie den versprochenen Lohn gegeben und Heinrich sich nicht getraut, ihn darum anzufragen. Dennoch fühlte er sich nicht bedrückt dadurch. Er hatte ja sein kindliches Gottvertrauen wiedergefunden und betete nun, wie ihn der Großvater gelehrt hatte: „Lieber Vater im Himmel, meine Augen warten auf die Speise, die Du allen gibst. Es ist der erste Tag in meinem Leben, an dem ich keinen Tisch für mich weiß; aber Du kannst und wirst mir einen decken.“ Nachdem er so gebetet hatte, griff er in die Tasche und gewahrte, daß er unbewußt seine Schere und den Fingerhut hineingesteckt hatte. Und als er die Augen aufhob und vor sich das Städtchen Radevormwald liegen sah, da hörte er die Stimme in seinem Innern saagen: „Geh hinein in die Stadt und suche einen Meister.“ Und er ist hineingegangen und hat sich an einen Bürger gewandt, der ihn zum Schneidermeister Isaak (Joh. Jac. Becker) führen ließ. Und dort in dem kleinen Hause einer engen Gasse hatte der Herr den Tisch für ihn gedeckt und dem Verlassenen zwei christliche Herzen in Liebe zugewendet.

Meister Isaak war ein rechtschaffener Mann und echter Christ, einer von den Stillen im Lande, bei dem Heinrichs inneres Leben ungemein entwickelt und gefördert wurde. Hier fand Stilling den guten Geist des Eberhard'schen Hauses wieder, und es war ihm, als wehte ihn die trau-

liche Luft seiner glücklichen Kinderjahre an. Der Meister und seine Frau gewannen ihn lieb. Und als sie erfuhren, wie abgerissen er war, da holte der Meister schönes violettes Tuch zum Rock, schwarzes zur Weste, Zeug für Hosen und Unterwams und einen schönen neuen Hut und ließ ihm ein Paar Schuhe machen. Die Meisterin gab Strümpfe und sechs neue schneeweiße Hemden dazu. Das alles war in vierzehn Tagen fertig, und nun war der glückliche Heinrich gekleidet wie nie zuvor in seinem Leben. Er konnte seiner Freude und seinem Dank gegen Gott und seinen Wohlthäter keine Worte geben. Erst später, nachdem er erfahren hatte, daß der Meister das Geld geborgt hatte, um ihn so einkleiden zu können, ruft er ihm in seiner Lebensgeschichte nach: „Beseget sei deine Asche, du treuer, redlicher Freund! Du liegst und ruhst nun. Aber wenn einst über den flammenden Erdbreis die Stimme erschallen wird: ‚Ich bin nackt gewesen, und du hast mich gekleidet!‘ da wirst auch du dein Haupt erheben, und dein verklärter Leib wird heller glänzen als die Sonne am Frühlingmorgen.“

Stilling, der sich in der liebevollen Umgebung wohlfühlte und endlich eine Ruhestatt gefunden hatte, faßte nun den festen Entschluß, ein Schneider zu bleiben, solange es Gottes Wille sei. Der Wunsch, in der Welt höher zu steigen, quälte ihn nicht mehr; und wenn auch sein Durst nach Wissenschaft sich gleichblieb, so war es doch nicht mehr jener leidenschaftliche Trieb, der ihn bisher so unruhig und unglücklich gemacht hatte.

Eine Stunde von Radevormwald wohnte der Kaufmann Spanier (so nennt ihn Stilling in seiner Lebensgeschichte; in Wirklichkeit hieß er Peter Johannes Flen-der). Der besaß dort mehrere Eisenhämmer und betrieb daneben noch eine große Landwirtschaft. Er hatte sieben

Kinder und eine zahlreiche Dienerschaft. Und wenn er für sich und seine Leute Schneiderarbeit brauchte, so nahm er den Meister Isaak mit einem Gesellen zum Nähen in sein Haus. Heinrich war etwa drei Monate bei Meister Isaak, als er mit diesem bei Herrn Spanier arbeiten mußte. Der stammte wie Stilling aus dem Nassauischen und hatte wohl schon von ihm gehört; denn er empfing ihn mit den Worten: „Ihr Diener, Herr Präzeptor!“

Stilling wurde feuerrot und erschrak geradezu, denn das Wort „Präzeptor“ mochte ihm sein Martyrium bei Hochberg ins Gedächtnis gerufen haben. Während er nun emsig mit dem Meister bei der Arbeit saß, spazierte Herr Spanier in der Stube auf und ab, blieb dann plötzlich vor ihm stehen, sah ihn lange an und sagte: „Das geht Euch ja so gut vonstatten, als ob Ihr zum Schneider geboren wäret, und das seid Ihr doch nicht.“

„Wieso,“ fragte Heinrich betroffen.

„Weil ich Euch zum Informator für meine Kinder haben will.“

Meister Isaak lächelte; Stilling aber rief heftig: „Nein, Herr Spanier, daraus wird nichts! Ich bin unwiderruflich entschlossen, nicht wieder zu informieren. Ich bin jetzt ruhig und froh beim Handwerk und will dabei bleiben.“

Aber Herr Spanier schüttelte lachend den Kopf und erwiderte: „Das will ich Euch doch wohl anders lehren. Ich habe schon gar manchen Berg in der Welt eben gemacht und sollte Euch nicht auf andere Gedanken bringen? Dessen würde ich mich ja vor mit selber schämen.“ Und er gab es nicht auf, so sehr sich auch Stilling dagegen sträubte und um Gotteswillen bat, ihn doch beim Handwerk zu lassen. Spanier machte ihm kurz und bündig folgenden Vorschlag: er solle zunächst auf seine (Spaniers)

Kosten Französisch lernen. Dann wolle er, solange Stilling bei ihm bliebe, für ihn sorgen wie ein Vater für seinen Sohn und ihm Zeit und Geld genug geben, damit er seinen Trieb zur Wissenschaft befriedigen könnte.

Nach langem Sträuben gab Stilling seine Einwilligung, doch er tat's mit Furcht und Zittern, denn ihm graute vor dem Informieren. Meister Isaak aber meinte, so habe ihn Gott haben wollen, demütig, ohne eitles Selbstvertrauen, und jetzt werde es gewiß gut gehen. Und mit Gottes Hilfe ist es auch wirklich gut gegangen.

Spanier war ein edler Mann. Als er hörte, daß Heinrich beim Meister Isaak seine Kleider noch nicht abverdient hatte, gab er ihm sogleich das nötige Geld, um sie zu bezahlen. Und nun erst gestand Isaak, daß er das Geld dazu hatte borgen müssen. Mit tiefer Wehmut trennte sich Stilling von den guten Leuten und versprach ihnen, sie so oft wie möglich zu besuchen.

Spanier versorgte ihn reichlich mit Geld. In einer kleinen Stadt unweit von Elberfeld fand Heinrich als Lehrer der französischen Sprache einen originellen klugen Mann namens Heesfeld, der ihn in manchem gefördert hat. Er studierte fleißig, und in neun Wochen hatte er es so weit gebracht, daß er nicht nur im Französischen unterrichten, sondern auch ganz geläufig eine französische Zeitung lesen konnte. Es zeigte sich hierbei wieder einmal, daß Heinrich nicht zum Schneider geboren war. Zum ersten Mal in seinem Leben konnte er nun ohne Sorgen nach Herzenslust lesen und lernen und seine Kenntnisse erweitern. Er fühlte sich ganz in seinem Element und lebte glücklich und zufrieden. Spanier, der seines Informators seltene Fähigkeiten würdigte und seinen beharrlichen Fleiß bewunderte, plagte ihn nicht mit vielen Lehrstunden, son-

dern ließ ihm Zeit, sich immer gründlicher auszubilden. Er weihte ihn auch in die Handlungsgeschäfte ein, übergab ihm die Aufsicht über drei Hammerwerke und sprach über alles vertraulich mit ihm. Stilling sagt, „Spaniers Haus sei die Akademie gewesen, wo er Ökonomie, Landwirtschaft und das Kommerzienwesen aus dem Grunde habe studieren können.“

In Geschäften seines Chefs mußte Stilling einst auch in seine Heimat reisen. Und nun konnte er sich die Freude gönnen, die Seinigen zu besuchen. Als armer Handwerksbursche, von dem es hieß, „er sei ein überspannter, unpraktischer Kopf, der nie sein Brot verdienen können“, in erbärmlicher Kleidung und gänzlich entblößt, war Heinrich aus der Heimat geschieden. Und jetzt nach drei Jahren stand er wieder auf den Bergen seines Jugendlandes, ein blühender junger Mann, schlank und hochgewachsen, gut gekleidet und reichlich mit allem versehen. Man wird ihm das stolze Gefühl nicht verargen dürfen, das ihn in diesem Augenblick beseelte. — Bewunderung und Freude sind bei allen groß gewesen. Der Onkel Johann, den er zunächst aufsuchte, dankte Gott mit ihm und ermahnte ihn, im Glück dankbar und demütig zu bleiben. Und als er nach Leindorf kam und in seines Vaters Stube trat, da ist dieser mit einem Ausruf der Bewunderung aufgesprungen, doch sogleich wieder weinend auf seinen Sitz zurückgesunken. Heinrich aber eilte auf ihn zu, schloß ihn liebevoll in seine Arme, schützelte danach auch der verlegenen Stiefmutter freundlich die Hand und liebte die inzwischen geborenen kleinen Schwestern.

Von seinem Vater erfuhr er, daß es mit der Großmutter zu Ende gehe. Da machte er sich sogleich auf den Weg nach Grund ins Vaterhaus. Vor dem Haus hatte

sich das ganze Dorf versammelt, um den armen Schulmeister und Schneidergesellen zu sehen, der jetzt ein stattlicher, vornehmer Herr geworden war.

Tief bewegt stand er vor der alten blinden Großmutter, die mit geschwollenen und von der Bicht gelähmten Gliedern in ihrem Bett lag. Sie erkannte ihn sofort an der Stimme und rief: „Gott sei Dank, daß ich dich vor meinem Ende noch einmal hören und fühlen kann!“ Er mußte sich über sie beugen, sie tastete sein Gesicht ab, und als sie mit ihren Fingern in seine Haare kam und den Puder fühlte, sagte sie: „So, du bist der erste aus unserer Familie, der seine Haare pudert, — sei aber nicht der erste, der Gottesfurcht und Redlichkeit vergißt. Um mich ist es dunkel, aber in mir ist es helle, und ich sehe dich vor mir, wie du leibst und lebst.“ Heinrich mußte sich zu ihr setzen und ihr genau erzählen, wie es ihm ergangen war. Sie wollte ihn lange nicht fortlassen und wurde nicht müde zu fragen. Als er dann endlich gehen mußte, sagte sie: „Hör', Heinrich, sei demütig und fromm, so wird dir's wohl gehen! Schäme dich deines Herkommens und deiner armen Freunde nie, du magst so groß in der Welt werden, als du willst. Wer gering ist, kann durch Demut groß werden, und wer vornehm ist, der kann durch Stolz gering werden. Wenn ich tot bin, so ist es einerlei, was ich in der Welt gewesen bin, wenn ich nur christlich gelebt habe. Und nun geh' — Gott wolle dich segnen und vor allem Bösen bewahren, an Seinem Thron sehe ich dich wieder.“ — Heinrich schied tief ergriffen von ihr. Wenige Tage später ist die alte Margareth gestorben und neben ihrem Mann begraben worden.

Stilling kehrte nun wieder in Spaniers Haus zurück. Mehrere Jahre gingen dahin. Er verrichtete seine Geschäfte treu zu seines Prinzipals voller Zufriedenheit. In

seinen Freistunden hatte er begonnen, Griechisch und auch Hebräisch zu lernen, wobei ihm ein junger Theologe, der in Spaniers Haus verkehrte, mit Rat und That zur Seite stand. Spanier ließ Stilling ungehindert seinen Weg gehen, gab ihm reichlich Geld für Bücher und seine Bedürfnisse, aber keinen bestimmten Lohn. Er hat auch nie gesagt, was er eigentlich mit ihm vorhabe.

So kam Stilling ins 28. Lebensjahr. Das Informieren wurde ihm immer lästiger, und auch zu den Handelsgeschäften verspürte er keine besondere Neigung. Da Spanier aber nach wie vor in seinem Schweigen verharrte, hat er sich oft gefragt, wie das enden und was noch aus ihm werden würde.

Da trat eines Tages Spanier auf ihn zu und sagte: „Hört, Präzeptor, mir fällt auf einmal ein, was Ihr tun sollt: Ihr müßt Medizin studieren.“

Diese Worte fielen wie ein Lichtstrahl in Stillings Seele. Das war es, was ihm immer vorgeschwebt, wofür er aber keinen Namen gewußt hatte; ja, dafür hatte ihn Gott bestimmt, dazu hatte Er ihn von Kindheit an so wunderbar geführt, geläutert und vorbereitet! Er dankte Spanier mit herzlicher Freude und gelobte, dem Winke Gottes zu folgen und mit Seiner Hilfe ein tüchtiger Arzt zu werden.

Mit dem ihm eigenen ausdauernden Fleiß machte er sich sogleich daran, zunächst aus Büchern Anatomie und Arzneikunde zu studieren. Spanier stellte ihm auch hierzu die nötigen Mittel zur Verfügung.

Da mußte Stilling wieder einmal geschäftlich in seine Heimat reisen. Sein Oheim, dem er schon brieflich seinen Entschluß, Arzt zu werden, mitgeteilt hatte, empfing ihn diesmal mit bitteren Vorwürfen über sein wankelmütiges

Wesen. Er verliere mit seinem dauernden Schwanken und Wechseln seine besten Jahre, sei nun nahe an dreißig, und es wäre gewagt, in solchem Alter ein neues Studium zu beginnen. Er fragte auch, wer denn das bezahlen solle, da ja Spanier, wie Heinrich zugegeben hatte, kein Wort vom Besuch einer Universität und vom Bezahlen gesprochen habe.

Aber Heinrich meinte: „Der Herr wird's versehen. Wenn es des Herrn Wille ist, daß ich Medizin studieren soll, so wird Er mir auch die Mittel dazu geben.“

„Ja,“ erwiderte unwillig der Oheim, „aber nimm dich nur in acht, daß du deinen eigenen Willen nicht für den Seinigen hältst.“

Vater Wilhelm in Leindorf hatte nichts gegen das Studium. Nur könne er gar nichts dazu tun und müsse alles dem Sohn überlassen.

Als Heinrich dann am folgenden Tage noch einmal bei seinem Oheim vorsprach, war dieser wie umgewandelt. Er empfing ihn freundlich, umarmte ihn und sagte: „Ja, Heinrich, du mußt Medizin studieren. Jetzt weiß ich, daß es Gottes Wille ist!“ Und er reichte dem Neffen einen Brief, den er kurz zuvor von seinem alten Freunde Molitor, einem katholischen Pfarrer, der wegen seiner erfolgreichen Augenkuren in der ganzen Gegend bekannt und berühmt war, erhalten hatte. Molitor schrieb, er habe nun gegen Ende seines Lebens das Geheimnis seiner Augenkuren genau und ausführlich aufgeschrieben und würde das Manuskript gern einem christlichen jungen Mann, der die Medizin zu seinem Hauptstudium machen wolle, übergeben. Er verlange nichts dafür, nur müsse der Betreffende vor Gott geloben, die Armen mit diesem

Heilmittel umsonst zu bedienen. Und er fragte an, ob der Onkel Johann nicht in seiner Familie einen solchen jungen Mann wisse.

In diesem Brief haben nun Oheim und Nefte Gottes Ruf und heiligen Willen erkannt. Und Heinrich begab sich unverzüglich in das Städtchen, in dem der reisende Molitor wohnte. Dort wurde er freudig aufgenommen. Und Molitor erkannte in ihm bald die verwandte Seele. Er übergab ihm das Manuskript unter der Bedingung, es abzuschreiben und ihm das Original wiederzubringen. Und Stilling mußte feierlich geloben, das Geheimniß keinem zu offenbaren und die Augenkrankheiten der Armen unentgeltlich zu heilen. Diesem Eid ist er sein Leben lang treu geblieben. Er hat mehr als zweitausend Blinden den Star gestochen und von den Armen niemals Geld dafür verlangt. Als er von dem alten Pfarrer schied, hat ihn dieser geküßt und väterlich gesegnet: „Der Herr, der Heilige, der Allgegenwärtige mache Sie durch Seinen Heiligen Geist zum besten Menschen, zum besten Christen und zum besten Arzt!“

Den alten Molitor hat Stilling nicht wiedergesehen. Als er ihm das Manuskript wiederbringen wollte, erfuhr er, daß der Pfarrer inzwischen verstorben war. —

Stilling begann schon bald, nach Molitors Anweisung die kranken Augen von Spaniers Arbeitern auf den Hammerwerken zu behandeln. Seine Kuren waren fast alle von Erfolg gekrönt. Und da er seine Patienten mit Liebe versorgte und keine Bezahlung dafür annahm, ist er bald in der ganzen Gegend bekannt und berühmt geworden. Selbst nach Elberfeld wurde er wiederholt gerufen.

Seine Thätigkeit als Augenarzt führte ihn auch in das nahegelegene Ronsdorf und in das Haus des Fabrikanten Friedenberg (Peter Hender war sein wahrer Name). Dort,

in der kinderreichen Familie hat er sich bald recht heimisch gefühlt, indes ihn in Spaniers Haus in zunehmendem Maße ein bisher nie empfundenes Gefühl der Leere überkam. Das Verlangen, aus der inneren Vereinsamung herauszukommen, und vielleicht auch der unbewußte Wunsch, sich aus der zuweilen als drückend empfundenen Abhängigkeit von Spanier zu befreien, mögen der tiefere Grund dafür gewesen sein, daß Stilling, als er eines Tages als Arzt an das Krankenbett von Friedenberg's ältester Tochter Christine gerufen wurde, sich während der Nachtwache und fast wie im Traum mit dem stillen zwanzigjährigen Mädchen verlobt hat. Dabei glaubten die beiden jungen Leute, schwärmerisch und etwas überspannt, wie sie waren, es sei Gottes Ruf an sie ergangen und Sein Wille, daß sie einander auf ewig gehören sollten. Am nächsten Morgen allerdings auf dem Heimweg kam Stilling bei nüchterner Überlegung die Sache, wie er selbst sagt, „ganz schrecklich“ vor. Und nach weiteren zehn Jahren bitterer Lebenserfahrung bekennt er, daß wir oft geneigt sind, die sinnlichen, leidenschaftlichen Wünsche unseres Herzens für Gottes Willen zu halten; er sagt: „Wenn wir einen wichtigen Entschluß fassen, der so ganz nicht in unsere Lage paßt und gegen alle Vernunft streitet, so kann das unmöglich nach Gottes Willen sein.“ *

Und diese Verlobung schien ganz gewiß gegen alle Vernunft geschlossen zu sein. Stilling mußte damit rechnen, daß Spanier, sobald er davon erfuhr, die Hand von ihm abziehen und ihn verabschieden werde, und daß er damit in noch drückendere Umstände versetzt würde, als er sie je erlebt hatte. Auch gegen Friedenberg, so sagte ihm sein Gewissen, hatte er schwerlich recht gehandelt. Der war nicht reich, hatte zehn Kinder zu versorgen und konnte seine Tochter, die zudem noch kränklich war, keinem

Manne geben, der selbst nichts besaß und sogar noch ein beträchtliches Kapital nötig hatte, ehe er daran denken konnte, sein Brot zu verdienen und eine Familie zu ernähren. Das einzige, was für Stilling spricht, war, daß er Christine aufrichtig liebte und deshalb fest davon überzeugt war, er habe sich auf Gottes Beheiß mit ihr verloben müssen.

Dieser Ansicht war übrigens auch Friedenberg, dem Heinrich sogleich den Sachverhalt mitteilte. Erfreut nahm er den jungen Mann, den er lieb gewonnen hatte, in den Kreis seiner Kinder auf. Er erklärte jedoch, daß er selbst nicht imstande wäre, das nötige Geld für das Studium aufzubringen, es werde wohl für die beiden Verlobten noch eine lange Trennung und Prüfung geben. Die aber waren getrost und guten Mutes und meinten, „Gott habe es angefangen und werde es auch vollenden.“

Höflich und freundlich kündigte nun Stilling Herrn Spanier sein Vorhaben an, „wie er endlich im dreißigsten Jahre für seine Zukunft sorgen und eine Universität beziehen müsse“, und er bat ihn, diesen Wunsch nicht übel zu deuten und ihm sein Wohlwollen und seine Freundschaft zu bewahren.

Spanier erwiderte kein Wort, doch sein Herz war von diesem Augenblick an von Stilling abgewendet. Stilling, der während der sieben Jahre, in denen er Spanier gedient, zwar keinen bestimmten Lohn, doch für Bücher, Kleider und andere Bedürfnisse eine beträchtliche Summe Geldes erhalten hatte, mußte nun mit leeren Händen bei seinen künftigen Schwiegereltern in Ronsdorf erscheinen.

Was Spanier eigentlich mit ihm vorgehabt hat, hat er nie geäußert, wie Stilling mehrmals betont. Vielleicht hat er den talentvollen jungen Mann in seiner Handlung behalten und als Stütze im Alter haben wollen. Vielleicht

hatte er auch seine älteste Tochter, die sechzehn Jahre alt war, als Stilling zu ihm kam, für ihn bestimmt. Im „Rückblick auf seine Lebensgeschichte“ sagt Stilling darüber: „Während meinem Aufenthalt in Spaniers Hause schien sich alles dazu anzuschicken, daß ich Kaufmann werden sollte; ich wurde täglich in Handelsgeschäften gebraucht, und alles ging mir gut vonstatten; und ob ich gleich keine Neigung zur Handlung hatte, so glaubte ich doch, es sei Gottes Führung, der ich wohl würde folgen müssen. Besonders, da mir heimlich gesagt wurde, daß eine reiche, schöne, rechtschaffene Kaufmannstochter für mich bestimmt sei; ihr Vater wolle sie mir geben und mich in Compagnie nehmen. Ob ich gleich an dem allen keine besondere Freude hatte, so glaubte ich doch, es sei der Gang der Vorsehung, dem ich folgen und die ganze Sache als ein besonderes Glück ansehen müsse.“ — Und das Doktordiplom, das sich Stilling nach Spaniers Vorschlag auf einer Universität erwerben sollte, war wohl lediglich als eine Art Legitimation für den ehemaligen Schneidergesellen und Enkel des Kohlenbrenners gedacht.

Aber halbes Wissen war nicht Stillings Sache. Er hatte sich schon längst aus dem toten Bücherstudium in eine Umgebung gesehnt, in der er in lebendigem Verkehr seine Ideen erfrischen, beleben und austauschen könnte. Und so hat sich auch an ihm wieder bewährt, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen müssen, und daß der Herr auch unsere Fehler zum Segen für uns wenden kann. Denn ohne seine Verlobung mit Christine wäre Stilling wohl schwerlich aus Spaniers Hause fortgekommen.

Um diese Zeit hatte ein Freund von Stilling, der Chirurg Troost aus Elberfeld, der bereits vierzig Jahre alt war, den Entschluß gefaßt, zur Erweiterung seiner Kennt-

nisse für einige Semester die damals recht bedeutende Straßburger Universität aufzusuchen. Friedenberg riet nun Stilling, keine Zeit zu verlieren und zusammen mit Froost nach Straßburg zu gehen. An Geldmitteln konnte er ihm zunächst allerdings nur 100 Taler mitgeben. Das reichte gerade für die Reisekosten und die notwendigsten Anschaffungen an Kleidung und Büchern. Stilling folgte dem Rat und zog wohlgenut und im Vertrauen auf Gottes Hilfe mit Froost nach Straßburg. „Ich habe,“ so sagte er, „einen reichen Vater im Himmel, der wird mich schon versorgen.“ Und sein Vertrauen wurde auch nicht enttäuscht. Zwar ist er während seiner Studienzeit und auch später noch oft in finanzielle Bedrängnis geraten und hat manchmal nicht aus noch ein gewußt. Doch ebenso oft durfte er erfahren, daß Gott ihm zur rechten Zeit Hilfe sandte.

Froost war von einem Elberfelder Freund an einen reichen Straßburger Kaufmann empfohlen worden. Der vermietete ihnen in seinem Hause ein großes tapeziertes Zimmer, das unserem Heinrich ganz prächtig vorkam. Dort haben die beiden Studiengenossen gemeinsam gewohnt und gearbeitet. Und Froost ist dem schüchternen, unerfahrenen Stilling während ihres Straßburger Aufenthaltes ein treuer Freund und Ratgeber gewesen.

An dem Mittagstisch, den Froost für sie ausgesucht hatte, kam Stilling zum ersten Mal in seinem Leben in einen Kreis bedeutender junger Männer, die zum Teil zu den ersten Geistern ihrer Zeit zählten. Der Hervorstechendste unter ihnen war ein junger Mann von stattlichem Wuchs, großen strahlenden Augen, einer herrlichen Stirn und freiem, ungebundenem Wesen, der alle anderen zu beherrschen schien — „Herr Goethe“, so wurde dieser junge Mann angeredet. Bewundernd hat Stilling zu dem

so ganz anders gearteten jüngeren Tischgenossen aufgeschaut. Der aber zeigte sich von einer liebenswürdigen Seite. Freundschaftlich nahm er sich des unbeholfenen Stillings an. Er verteidigte ihn gegen die leichtfertigen Reden der jüngeren Studenten, die über Heinrichs altmodische Kleidung und sein etwas steifes Auftreten spotteten. Er sorgte auch dafür, daß Stilling von nun an in seiner privaten Lektüre planvoll vorging, und hat ihn auf mancherlei Weise gefördert. Und wenn er selbst auch Stillings Glauben nicht teilen konnte, so ehrte er ihn doch wegen dieses Glaubens. Und die beiden jungen Männer sind damals trotz ihrer Verschiedenheit recht gute Freunde geworden. „Wie schade,“ sagt Stilling später von Goethe, „daß so wenige diesen vortrefflichen Menschen seinem Herzen nach kennen.“ Außer Goethe hat Stilling in diesem Kreise auch Herder, Lese und den Aktuarus Salzmann kennen gelernt und hat aus dem Umgang mit ihnen manchen Gewinn gezogen.

Die wunderbare, nie fehlende Hilfe Gottes aber, die er immer wieder an sich erfuhr, bewahrte ihn davor, den trügerischen Sophismen jener Zeit, die man stolz die „Aufklärung“ nannte, zu verfallen. Täglich trat in der neuen geistreichen Umgebung die Versuchung an ihn heran, ein Zweifler an der Religion zu werden. Täglich hörte er, wie seine bedeutenden Freunde und Tischgenossen immer neue Gründe gegen die Bibel, die Gottheit Christi und andere Grundsätze der christlichen Glaubenslehre vorbrachten. Zwar wurde sein Verstand dadurch erschüttert, da die Beweise, mit denen er seine Vernunft bisher beruhigt hatte, sich demgegenüber als unzulänglich erwiesen. Doch die Glaubensproben, deren er immer wieder neue erlebte, machten sein Herz letztlich unüberwindlich. Und so konnte er aus eigenem Erleben für seine Person den gelehrten

Freunden antworten: „Derjenige, der augenscheinlich das Gebet der Menschen erhört und ihre Schicksale wunderbarerweise und sichtbarlich lenkt, muß unstreitig wahrer Gott und seine Lehre Gottes Wort sein. Nun habe ich aber von jeher Jesum Christum als meinen Gott und Heiland verehrt und zu ihm gebetet. Er hat mich in meinen Nöten erhört und mir wunderbar beigestanden und geholfen. Folglich ist Jesus Christus unstreitig wahrer Gott, seine Lehre ist Gottes Wort und seine Religion, so wie er sie gestiftet hat, die wahre.“ Und wie für seinen späteren Freund Lavater, so war und blieb auch für Stilling Christus das Angesicht Gottes, in dem wir den unsichtbaren Vater erkennen, lieben und anbeten können. ✕

In sein medizinisches Studium hatte er sich indessen mit Feuereifer gestürzt. Hier fühlte er sich ganz in seinem Element. Fleißig besuchte er die Kollegen und machte bald solche Fortschritte, daß alle erstaunten und auch seine Professoren auf ihn aufmerksam wurden und ihn besonders auszeichneten.

Da rief ihn mitten aus der Arbeit ein Brief seines zukünftigen Schwiegervaters nach Ronsdorf an das Krankenbett seiner Braut. Christine war bei seinem Eintreffen ohne Bewußtsein, und der sie behandelnde Arzt zeigte sich äußerst besorgt. Als die Kranke zu sich kam und ihren Verlobten erkannte, wünschte sie, noch vor ihrem Tode mit ihm getraut zu werden. Die Trauung wurde an ihrem Bett vollzogen. Doch wider alles Erwarten erholte sich Christine wieder. Und nun wurde beschlossen, daß Stilling nach beendetem Studium sich mit seiner jungen Frau in Elberfeld als praktischer Arzt niederlassen sollte.

Friedenberg borgte unter seiner Bürgschaft das nötige Geld für den Schwiegersohn. Der kehrte, nachdem Christine genesen war, nach Straßburg zurück, arbeitete mit

neuem Mut und eisernem Fleiß und konnte schon im März des folgenden Jahres (1772) nach ehrenvoller Promotion Straßburg als Doktor der Medizin verlassen. Dankbar nahm er von allen seinen Freunden dort Abschied und eilte voll froher Erwartung nach Ronsdorf zu seiner jungen Frau und den Schwiegereltern.

Stillings häusliches Leben und sein Wirkungskreis

Am 1. Mai 1772 siedelte Stilling mit seiner Christine nach Elberfeld über. Sie wanderten zu Fuß von Ronsdorf dorthin. Es war ein schöner Frühlingstag. Und als sie von einer Anhöhe aus das reizende Tal der Wupper vor sich ausgebreitet und zu ihren Füßen die große betriebsame Stadt liegen sahen, da fühlte sich der junge Arzt hochgemut und träumte von einer glücklichen Zukunft und einem gesegneten Wirkungskreis.

Das Haus, welches der getreue Troost für das junge Paar gemietet hatte, lag in einem kleinen Garten an der Wupper. Die Ausstattung war allerdings äußerst knapp. Stilling sagt: „Das Ehebett, eines für die Magd, sechs hölzerne Stühle, sechs fayencene Teller, Schüsseln, etwas Küchengeschirr, die allernotwendigste Leinwand und die unentbehrlichsten Kleidungsstücke war alles, was man in dem großen Hause aufzustellen hatte; in der Kasse fünf Reichstaler und damit Punktum.“ Die fünf Reichstaler haben nicht weit gereicht, und bald klopften Sorge und Not an das Doktorhaus.

Als Stilling auf den Rat von Troost und Dr. Dinkler, der ein guter Freund des Friedenbergschen Hauses war,

den vornehmen Elberfelder Kaufleuten seinen Besuch abstattete, empfingen ihn diese zwar höflich, aber doch auch mit einer gewissen Beringschätzung. Stilling sagt darüber: „In dieser großen kleinstädtischen Kaufmannswelt, wo nur der etwas gilt, der Geld hat und viel Geld verdienen kann, war ich ein kleines Licht, bei dem sich niemand aufhalten und niemand erwärmen mochte.“

Noch schmerzlicher war die Enttäuschung, die er bei seinen alten Freunden, den Pietisten, erleben mußte, bei denen er früher wie zuhause gewesen und wie ein Bruder mit offenen Armen empfangen worden war. Das war nun schlagartig anders geworden. Der schon einmal erwähnte Doktor Rudelbach sagt in seiner Beschreibung von Stillings Leben: „Schon sein Einzug war den Elberfelder Pietisten ein Dorn im Auge. Der freiere Blick, der Weltton, den er sich angeeignet, ward von ihnen als ein Linsengericht angesehen, um das er sein Erstgeburtsrecht verkauft hatte. Seine Billigkeit gegen die, so draußen waren, und die er als solche nicht richten wollte, brachte sie auf. In ihren Augen war es ein Verbrechen, daß er sich nach der Mode kleidete, daß er Puder in den Haaren, Manschetten, Halskrause und dergleichen trug.“ Dieses Verhalten tat unserem Stilling weh. Er schreibt: „Ich weiß wohl, daß die rechtschaffensten Leute und die besten Christen unter ihnen sind; aber sie verderben alles durch ihren Hang zum Richten. Wer nicht mit ihnen eines Sinnes ist, nicht mit ihnen in ihrer Sprache von Religion tändelt und empfindet, der gilt nichts, den halten sie für unwiedergeboren oder für einen Abtrünnigen.“ (Stillings häusliches Leben). So ist es nun auch ihm ergangen. Sie wandten ihm kalt den Rücken, zogen unbarmherzig über ihn her, und er stand einsam und verachtet in der großen

Stadt, in der er den Weltkindern zu fromm und den Pietisten zu weltlich gesinnt war.

Wohl standen ihm seine beiden Freunde Troost und Dinkler und einige andere tröstend und helfend zur Seite. Aber eine gute Praxis und damit sein Auskommen konnten auch sie ihm nicht verschaffen. Die Mehrzahl der Bürger stellte sich feindlich gegen Stilling. Eine glückliche Heilung, die ihm gleich zu Beginn seiner ärztlichen Thätigkeit gelungen war, wurde von seinen Kollegen als Quacksalberei verschrien. Unter dem Volk hatte sie ihn zwar berühmt gemacht und ihm einen großen Zulauf von armen und oft unheilbaren Kranken aller Art zugezogen. Aber das Mittel, das er damals angewandt hatte, konnte schließlich nicht allen helfen. Und die Not der armen Kranken ging dem guten Doktor so zu Herzen, daß er gewöhnlich die Arzneien in der Apotheke auf seine Rechnung schreiben ließ, sogar mit Geld aushalf, wenn er welches hatte, was allerdings nicht oft der Fall gewesen ist. Selten nur war Geld für zwei Tage im Hause, und so manchen Morgen hat er vor der Frage gestanden: Werde ich heute auch mein Auskommen finden können?

In diese trübe Zeit, die durch ein längeres Kranklager seiner Frau noch verschlimmert wurde, fällt Stilling's erste Staroperation. Als er eines Tages von einem benachbarten Dorf, in dem er Kranke besucht hatte, heimreiten wollte, brachte man zu ihm eine junge blinde Frau, die ihn flehentlich bat, ihr in die Augen zu sehen. „Ich bin seit zwei Jahren blind“, sagte sie, „mein Mann ist Tagelöhner, fleißig und brav, aber er schafft's nicht allein; und seit ich nicht mehr spinnen kann, geht's uns sehr übel. Ach, sehen Sie doch, ob Sie mir nicht helfen können.“ — Sie habe den grauen Star, erklärte ihr Stilling nach eingehender Untersuchung; ihr könnte vielleicht geholfen

werden, wenn sich ein geschickter Mann fände, der sie operierte.

„Verstehen Sie's denn nicht, Herr Doktor,“ fragte die Frau.

„Ich verstehe es wohl,“ erwiderte Stilling, der in Straßburg bei Professor Lobstein mit besonderer Vorliebe die Staroperationen studiert und sich auch die dafür nöthigen Instrumente hatte machen lassen, „ich habe es aber noch nie an lebenden Personen probiert.“

„O, so probieren Sie's doch an mir!“

„Nein, liebe Frau, das probiere ich nicht. Ich bin zu furchtsam dazu, es könnte mißlingen; dann müßten Sie blind bleiben Ihr Leben lang, und es wäre nicht mehr zu helfen.“

„Wenn ich es aber wagen will? Sehen Sie, ich bin blind und kann nicht blinder werden. Vielleicht segnet Sie Gott, daß es gelingt. Operieren Sie mich!“

Stilling weigerte sich. Da rief die Frau: „Herr Doktor, Sie müssen, es ist Ihre Schuldigkeit! Gott hat Sie dazu berufen, den armen Notleidenden zu helfen, sobald Sie können. Nun können Sie den Star operieren; ich will die erste sein, will's wagen, und ich verklage Sie am Jüngsten Gericht, wenn Sie mir nicht helfen.“

„Nein,“ rief Stilling, der eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Operationen am menschlichen Körper hatte, „ich kann nicht — ich kann Sie nicht operieren!“ Er schwang sich aufs Pferd und trabte davon.

Doch die Frau ging zu ihrem Seelsorger, der ein guter Freund von Stilling war, und klagte ihm ihre Not. Der schrieb sofort an den Doktor und ermahnte ihn, mit Gottes Hilfe seine Furcht und Abneigung zu überwinden. Dinkler und Troost rieten ihm ebenfalls zu, und Dinkler

versprach, ihn zu begleiten und ihm zu assistieren. Da ging denn der geplagte Stilling, vom Pastor und Freund Dinkler begleitet, mit Zittern und Zagen ans Werk. Und Gott hat die zitternde Hand gesegnet — (im „Rückblick auf sein Leben“ sagt Stilling allerdings: Ich machte die Operation erbärmlich schlecht“) —. Die operierte Frau aber rief voll Freude: „Ich sehe! O, Herr Doktor, ich sehe Ihr Gesicht!“ Er verband das Auge und heilte es glücklich. Danach operierte er auch das andere, was schon viel leichter ging, da er mehr Mut hatte. Und die tapfere Frau konnte nun wieder auf beiden Augen sehen.

Diese glückliche Operation erregte großes Aufsehen. Es kamen viele Blinde, die er alle der Reihe nach operierte und fast immer mit bestem Erfolg. Seine Verhältnisse aber wurden dadurch nicht gebessert. Denn nur selten kam jemand, der etwas bezahlen konnte. Ja, die armen Blinden mußten sogar noch unterstützt werden, bis ihre Augen geheilt waren. Mit seiner ärztlichen Praxis aber verdiente Stilling gerade so viel, um von der Hand in den Mund leben zu können. Oft hat es nicht einmal dazu gelangt. Und um die Zinsen für das Kapital, mit dem er studiert hatte, bezahlen zu können, mußten bald neue Schulden gemacht werden, so daß die Schuldenlast immer größer und drückender wurde. Hinzukam, daß in dem kaufmännisch denkenden Elberfeld diese Verschuldung dem Ansehen und Kredit des Doktors ungemein schadete. Selbst sein Schwiegervater wurde irre an ihm, warf ihm Leichtsinns und Verschwendung vor und hielt ihn für einen unordentlichen Haushalter.

Dennoch hat es in dieser trüben Zeit auch einige lichte Stunden und Tage für Stilling gegeben, die ihn zwar nicht von seinen Sorgen befreiten, aber doch voll Gewinn für ihn gewesen sind. Troost und Dinkler hatten ihm ge-

raten, für die jungen Wundärzte und Barbiergesellen ein Kolleg über Physiologie zu lesen. Vern ist er dieser Aufforderung nachgekommen. Und da er klar und faßlich zu sprechen mußte, wurde sein Kolleg von zahlreichen interessierten Hörern besucht. Er hat dann auch über andere Themen Vorlesungen gehalten, und seine Freunde meinten, er sei wohl von Gott zum öffentlichen Lehrer bestimmt. Stilling wäre eine solche Laufbahn schon recht gewesen. Denn wie einst das Schulehalten, so fiel ihm jetzt die ärztliche Tätigkeit immer schwerer. Doch er sah vorerst keine Möglichkeit, eine Änderung seiner Lage herbeizuführen.

Eins Tages wurde er in einen Gasthof zu einem fremden Herrn, der sich sehr krank fühlte, gerufen. Der Patient, den er auf dem Bett liegend vorfand, hatte den Kopf mit Tüchern umwunden; er streckte dem Doktor die Hand entgegen und murmelte mit schwacher Stimme, er sei sehr krank. Stilling fühlte den Puls und mußte erklären: „Der Puls geht ganz regelmäßig, ich kann nichts Krankes finden.“ Da sprang der vermeintlich Kranke auf. Und der nun fröhlich lachend dem erstaunten Doktor um den Hals fiel, war kein anderer als sein Studienfreund Goethe. Er begleitete Stilling in sein ärmliches Haus, aß mit ihm zu Mittag und zeigte sich so liebenswürdig und frohgemut, daß sein Besuch für Stilling und Christine wie ein heiterer belebender Sonnenstrahl gewesen ist.

Mit Goethe waren damals gleichzeitig eine Reihe anderer bedeutender Männer nach Elberfeld gekommen — unter ihnen der damals schon weitberühmte Lavater, den Stilling bei dieser Gelegenheit kennen lernte, und mit dem er dann bis zu dessen Tode in inniger Verbindung geblieben ist. Auf ihren Zusammenkünften in Elberfeld wurde nun auch der Grund zu Stillings schriftstellerischer Tätigkeit gelegt. Er hatte für eine Vorlesung in diesem

Kreise seine Jugendgeschichte geschrieben, die alle entzückte, besonders aber Goethe, der das Manuskript anschließend mit nach Frankfurt nahm. Von seinen Freunden aufgefordert und ermuntert ging Stilling nun daran, seine „Wanderschaft“ und einige andere Bücher zu schreiben.

Daß er nun aber gar „Romane“ schrieb, wie man sagte, ist ihm von den Elberfelder Pietisten als Sünde angerechnet worden, und seine Freundschaft mit Goethe wurde ihm als Verrat an der guten Sache vorgeworfen. Dabei hat sich Goethe Stilling gegenüber durchaus als Freund bewährt. Eines Tages, als wieder einmal die Not im Doktorhause aufs höchste gestiegen war, traf ein Brief von ihm ein und mit dem Brief 115 Reichstaler. Goethe hatte nämlich inzwischen Stillings „Jugendgeschichte“ in Weimar drucken lassen und schickte nun mit herzlicher Freude das Honorar dafür. „O,“ ruft Stilling da aus, „wie zerreißen doch solche Erfahrungen alle Sophistengewebe der Philosophen, welche behaupten, Gott sei viel zu groß, um sich um den einzelnen zu bekümmern und seine Gebete zu erhören! Jesus Christus ist Weltregent, hundertmal rief ich ihn an, und er half, hat wunderbar geholfen und wird es auch ferner tun! Und ihr, die ihr mich geschmäht und einen Freigeist gescholten, weil ich mit Goethe umgegangen und ihn lieb habe, mich aber in meiner Not mit keinem Heller unterstützt, während der edle Freund so liebend in mein Schicksal eingriff, lernet doch, wie das echte Kind Gottes sich nur von der Sünde und nicht von seinen anders denkenden Brüdern absondern soll. Bekennet den Herrn Jesum durch treue Nachfolge seiner Lehre und durch die Liebe, die alles glaubt, alles duldet und alles überwindet!“

Seine „Jugendgeschichte“ und die bald darauf veröffentlichte „Wanderschaft“ entzückten durch ihre naive Frische und lebendige Darstellung damals ganz Deutschland. Durch sie wurde Stillings literarischer Ruf begründet, ihr Verfasser bei hoch und niedrig bekannt. Unbegreiflich, aber wahr, sagt Rudelbach, ist es, daß eben dieses Buch, das so allgemeinen Beifall gefunden und als ein Meisterwerk der deutschen Literatur zu gelten hat, von seinen Feinden in Elberfeld dem Verfasser zum Verbrechen gemacht werden konnte. Man fiel wieder unbarmherzig über Stilling her, nannte ihn einen eitlen, in sich selbst verliebten Romanhelden, einen Phantasten, der die Grundsätze der reformierten Kirche untergrabe, und schrie ihn als einen gefährlichen Freigeist aus.

Zwar hat Stilling durch die Erträge seiner literarischen Thätigkeit seine finanzielle Lage ab und an verbessern können. Doch zur Tilgung der Schulden, die durch die nie bezahlten Zinsen sich ständig vermehrt hatten, hat es nicht gelangt. Seine Praxis ging mehr und mehr zurück, zumal, nachdem ihn seine Kollegen, wohl aus Neid auf die vielen erfolgreichen Starkuren, bei dem medizinischen Collegium der Quacksalberei angeklagt hatten. Stilling wurde vor das Collegium zitiert, mußte sich verantworten und einer Prüfung unterziehen. Diese fiel zwar ehrenvoll für ihn aus, hat ihm aber seine Lage in der feindseligen Umgebung eher erschwert als erleichtert. Wohl hatte er noch immer einen großen Zulauf von Blinden und wies auch keinen zurück. Doch, wie schon gesagt, nur selten kam einer, der etwas bezahlen konnte; und wenn es einmal der Fall war, ist solche Operation nicht selten mißlungen, während sie bei den Armen fast immer glücklich verlief.

So wurde er einst auch zu einem reichen Patrizier, dem Herrn von Leesner, nach Frankfurt gerufen. Der versprach

ihm 1000 Gulden für die Operation, sie möge gelingen oder nicht. Lange ist Stilling unschlüssig gewesen; ihm war irgendwie bange vor dieser Reise. Doch die 1000 Gulden, mit denen er seine Schulden erheblich vermindern zu können hoffte, lockten zu sehr. Auch rieten ihm Frau und Schwiegervater und die meisten seiner Freunde, den Antrag anzunehmen. Nur der Pfarrer Müller, der ihn einst zu jener ersten glücklichen Staroperation an der Tagelöhnersfrau ermuntert hatte, war diesmal anderer Meinung und sagte, die 1000 Gulden könnten ihm vielleicht teuer zu stehen kommen; er solle in Elberfeld bleiben. Leesner habe Zeit und Geld genug und werde gewiß zu ihm kommen, wenn er sähe, daß Stilling die Reise nicht unternehmen wolle. Doch der alte Trieb, Gottes Walten vorzugreifen, brachte die innere Stimme in Stilling zum Schweigen und ließ ihn den verständigen Rat des Pfarrersfreundes in den Wind schlagen. So ist er nach Frankfurt gereist.

Dort hat ihn Goethe seinen Eltern vorgestellt; er ist von ihnen mit freundlichem Wohlwollen aufgenommen worden und hat an ihrem Tisch gegessen, solange er sich in Frankfurt aufhielt.

Herr von Leesner, ein ehrwürdiger alter Herr, der seit zwei Jahren starblind war, wurde nun im Beisein mehrerer Ärzte mit aller Vorsicht operiert. Es gelang zunächst, er konnte sehen und erkannte jeden Anwesenden. Während der weiteren Behandlung, die Stilling zusammen mit Leesners Arzt besorgte, hat Stilling noch mehrere andere Kranke in Frankfurt operiert. Sie alle konnten glücklich geheilt werden. Nur bei Herrn von Leesner nahm die Sache ein übles Ende. Trotz sorgfältigster Pflege entzündeten sich seine Augen; eine Infektion trat hinzu, und unter großen Schmerzen ist er unheilbar erblindet.

Es war ein schwerer Schlag für Stilling. Die zunächst gelungene Operation hatte allgemeines Aufsehen erregt. Man hatte den erfolgreichen Operateur mit Glückwünschen überhäuft. Es hieß sogar, man werde ihm das Bürgerrecht verleihen, um ihn in Frankfurt festzuhalten. Die ganze vornehme Welt der Stadt hatte sich täglich nach dem Befinden des Patienten erkundigt. Stilling währte sich auf dem Gipfel des Glücks und träumte von einer gesicherten Zukunft und davon, wie er nun endlich in Frankfurt der Mann werden könnte, der er von Jugend auf hatte werden wollen. Und nun dieser unheilvolle Ausgang. Die freundlichen Gesichter verschwanden aus seiner Umgebung, man zog sich allgemein von ihm zurück und ließ ihn in seinem Jammer allein. Vergebens suchten Goethe und dessen Eltern ihn wieder aufzurichten. Sein Mut war gebrochen. Er fühlte immer klarer, daß er seinem eigenen Triebe gefolgt war, und zwar nicht nur, als er sich zu dieser Reise entschloß, sondern schon, als er meinte, Gott habe ihn zum Studium der Medizin berufen. Nun graute ihm plötzlich vor dem Gedanken, sich lebenslang in einem Beruf quälen zu müssen, der ihm Abneigung einflößte und ihn nicht einmal instand setzte, das Nötigste zum Leben zu verdienen. Herr von Leesner versuchte, ihn mit freundlichen Worten zu trösten. „Es war mit gut,“ sagte er, „und Gottes Wille, daß ich blind bleiben mußte. Aber ich sollte die Sache unternehmen, um Ihnen die 1000 Gulden zu zahlen, damit den übrigen armen Blinden geholfen würde.“

Mit Wehmut empfing Stilling das Geld. Er faßte dabei den festen Entschluß, sich künftig für keine Staroperationen mehr bezahlen zu lassen. Ganz zerknirscht ist er nach Elberfeld zurückgekehrt. Dort vermieden seine Freunde, von der Sache zu sprechen. Seine Widersacher

aber spotteten und meinten: „Es sei ganz recht, daß der Windbeutel, der ja nichts gelernt, einmal tüchtig auf die Nase gefallen sei.“ Und hätte er nicht die 1000 Gulden gehabt, mit denen er wenigstens die dringendsten Schulden abtragen konnte, er hätte nun nicht mehr aus noch ein gewußt.

Seine Familie war inzwischen auf vier Köpfe angewachsen. Christine hatte ihm zwei Kinder geschenkt, eine Tochter, Hanna, und einen Sohn, Jakob. Ein drittes Kind war dann tot zur Welt gekommen. Davon hat sich seine Frau nie mehr ganz erholen können.

Die wenigen Patienten, die bis dahin noch zu ihm gekommen waren, hatten während seiner Abwesenheit den Arzt gewechselt. Nun wurde er zu keinem Kranken mehr gerufen. Und wenn er über die Straße ging, sahen ihm die Leute flüsternd nach. Wollte er jemand ansprechen, wich man ihm aus und beobachtete ihn mit argwöhnischen Blicken. Unter diesem ihm unverständlichen Betragen hat Stilling unsäglich gelitten. Er kam sich vor wie ein Gespenst, vor dem die Menschen sich fürchteten, und hatte bald nicht mehr den Mut auszugehen.

Da kam eines Tages sein Hausherr zu ihm und sagte: „Ach, Herr Doktor, nehmen Sie mir's nicht übel, aber meine Liebe zu Ihnen drängt mich, Sie zu warnen. Denken Sie, es heißt in ganz Elberfeld, Sie seien vor vierzehn Tagen plötzlich wahnsinnig geworden. Man merke Ihnen zwar nichts an, aber Sie hätten gänzlich den Verstand verloren. Darum holt man Sie auch zu keinem Kranken mehr. Wie ist Ihnen denn? Ich habe genau auf Sie achtgegeben, doch nichts merken können.“

„O,“ rief Stilling, „satanisch Klügeres hätte man nicht erfinden können, um mich völlig brotlos zu machen! Aber Gott, mein Vater und Erlöser, lebt noch. Er wird

mit helfen und mich nicht länger in dieser Hölle schmachten lassen!"

Und wieder einmal kam ihm Hilfe zur rechten Zeit. Einer seiner Gönner, der Stilling aus seinen Schriften kennen und schätzen gelernt und sich mit ihm zu wissenschaftlichen Zwecken verbunden hatte — Stilling hatte unter anderem auch mehrere wirtschaftliche Abhandlungen verfaßt —, nahm sich des Bedrängten an. Durch seinen Einfluß und auf seine Empfehlung wurde er zum Professor der Landwirtschaft, Handlung, Technologie und Vieharzneikunde an der neuerrichteten Kameralakademie von Kaiserslautern ernannt.

„Erst jetzt, als er Elberfeld verließ“, so schreibt sein Biograph Rudelbach, „zeigte sich, was Stilling trotz aller Verachtung und Mißgerüchte den Elberfeldern gewesen war. Selbst unter denen, die ihm feindselig gegenüberstanden, öffneten manche bei den Abschiedsbesuchen, die er machen mußte, ihm ihre Herzen und baten ihn um Verzeihung für das ihm zugefügte Unrecht.“ Und sein würdevolles, ruhiges Verhalten bei der letzten boshaften Verleumdung mochte viele davon überzeugt haben, daß sein Christentum wahrhaft echt und lebendig sein müsse.

Der gute Stilling wußte nicht, wie ihm geschah, als er nun sogar von bekannten und unbekanntem Freunden auf ebenso taktvolle wie liebevolle Weise das nötige Geld erhielt, um die am meisten drängenden Gläubiger befriedigen und den Umzug nach Kaiserslautern bezahlen zu können. „Gott wird euch finden, ihr geheimen Elberfelder Freunde,“ so ruft er ihnen zu. „Am großen Tage der Vergeltung will ich euch herausziehen und sprechen: Siehe, Herr, die waren's, die mich Verlassenen gerettet haben — lohne ihnen nun nach Deinen großen Verheißungen überschwenglich — und Er wird es tun. Dir aber, treuer, aus-

erwählter Freund Troost, dir sage ich nichts. Wenn wir einmal Hand in Hand die Gefilde jener Welt durchwandern, dann erst kann ich dir danken!"

Den letzten Abend verbrachten sie im großen Familientreis in Kronsdorf. Beim Abschied erklärte Christine jedoch nicht ohne Bitterkeit: „Nichts ist da, was uns das Scheiden schwer macht. Kreuz und Leiden ohne Zahl hat uns der Herr zugeschiedt. Niemand hat uns geholfen, erquickt oder getröstet. Nur Gottes Gnade hat uns durch fremde Hilfe vom gänzlichen Untergang gerettet. — Vater, Mutter, Geschwister, lebet so, daß ich euch alle am Throne Gottes wiederfinde — ich gehe mit Freuden!"

Am anderen Morgen dann hat Stilling mit seinen drei Lieben im Postwagen Elberfeld leichten Herzens für immer verlassen. —

Stillings Lehrjahre

Als Stilling in Kaiserslautern eintraf, baten ihn seine Freunde, nicht viel von Religion zu sprechen und recht vorsichtig zu sein, da man in seiner „Jugendgeschichte“ überspannte, mystische und pietistische Grundsätze und Ansichten habe finden wollen. Stilling hat herzlich lachen müssen. „Also," sagt er, „das nämliche Buch hat mich in Elberfeld zum Rationalisten und hier zum Pietisten gemacht."

Sonst aber hat sich dort alles recht gut angelesen. Seine Kollegen begegneten ihm mit Wohlwollen. Seine wirtschaftliche Lage besserte sich. Seine Kollegen waren zahlreich besucht, und er übte auf die Studenten einen segensreichen Einfluß aus. Die medizinische Praxis hatte

er an den Nagel gehängt. Nur die Augenkuren und Staroperationen hat er auch in Kaiserslautern mit großem Segen fortgesetzt, und zwar unentgeltlich, wie er es einst gelobt hatte. Seine Bücher und Schriften fanden immer größere Verbreitung und allgemeinen Beifall bei Vornehmen und Beringen. Und viele durch Geburt oder Geist ausgezeichnete Männer und Frauen seiner Zeit, Dichter, Gelehrte und Fürsten, traten in Verbindung mit ihm und suchten seine Freundschaft.

Das gab natürlich andererseits reichlich Stoff zu neuen Verleumdungen. In Elberfeld hieß es: „Stilling sei der gehorsame Diener und Schmeichler der vornehmen Herren geworden; er lebe in Kaiserslautern in Sauf und Brauf, halte Kutschen und Pferde und bezahle seine Schulden nicht.“ Deshalb machte ihm sein Schwiegervater bittere Vorwürfe, und andere Bläubiger drohten gar mit dem Bericht. Doch in seiner neuen Umgebung, wo man ihn gerechter einzuschätzen mußte, vermochten diese törichten Gerüchte seinem Ansehen nicht zu schaden.

Dafür traf ihn ein anderer schwerer Schlag. Drei Jahre nach ihrem Eintreffen in Kaiserslautern starb nach längerem Krankenlager seine Frau — still, demütig und liebevoll, wie sie gelebt hatte. „Mach's mit mir, Herr, wie's Dir gefällt,“ pflegte sie zu sagen. Ihre letzten Worte waren: „Nun hab' ich überwunden! Leb' wohl, mein Engel und mein Alles, Gott wird für dich und die Kinder sorgen.“

Stilling beugte sich unter Gottes Zucht. „Ich danke Dir, Herr, Du hast mich treulich gedemütigt!“ — Zehn Jahre lang war er fest dabeigeblichen, er habe sich nach Gottes Willen mit Christine verloben müssen. Und er hat es sehr empfindlich aufgenommen, wenn einer seiner Freunde zu ihm bemerkte, daß seine dürftige Lage die not-

wendige Folge jener übereilten Verlobung wäre. Jetzt erkannte er selbst, daß er und Christine die leidenschaftliche Aufwallung ihrer jugendlichen Herzen für Gottes Stimme genommen hatten. „Aber,“ heißt es in seiner Lebensgeschichte, „Stilling fühlte lebhaft, wie der schwere zehnjährige Ehestand sowie die Schicksale seines ganzen Lebens seiner inneren Entwicklung ungemein wohlthätig gewesen. Gott hatte seine eigene Unlauterkeit zur Seife gebraucht, um ihn immer mehr zu reinigen; auch sein teures, verklärtes Christinchen war auf der Feuerprobe bestanden und auf diesem Wege vollendet worden.“

Seine beiden Kinder, die zehnjährige Hanna und den neunjährigen Jakob, gab er nun in eine gute Pension nach Zweibrücken. Er selbst aber fühlte sich in seiner ausgestorbenen Wohnung so einsam und verlassen, daß er es als Wohltat empfand, als ein Herr von Kühlenbach, der sich zu Studienzwecken längere Zeit in Kaiserslautern aufhielt, ihn bat, ihn mit seiner Frau in seiner Wohnung aufzunehmen und an seinem Tische essen zu lassen. So geschah es. Und allmählich hat Stilling sein inneres Gleichgewicht wiedergefunden. Mit neuem Mut ist er an die Arbeit gegangen, hat eine Reihe von Lehrbüchern herausgegeben und mit den Honoraren einen Teil seiner Gläubiger befriedigen können. —

Nun aber muß Stilling wieder heiraten, sonst geht er an seinem einsamen Leben zugrunde — so sagten und schrieben seine Freunde von nah und fern, als Herr von Kühlenbach nach Beendigung seiner Studien Kaiserslautern verlassen hatte. Und zwar eine reiche Frau müsse er haben, meinten alle, und Stilling war wohl damit einverstanden. Es wurde an zwei, drei Orten angeklopft, doch vergebens. Und da Körbe holen Stillings Sache nicht war, hat er kurz entschlossen wieder einen Punkt

hinter das Freie gemacht und sich vertrauensvoll in den göttlichen Willen ergeben. Da legte sich aus mütterlicher Zuneigung zu Stilling die bekannte Staatsrätin Frau von La Roche, die zu den bedeutendsten Frauen jener Zeit zählte — sie war Wielands Jugendliebe gewesen und ist selbst schriftstellerisch hervorgetreten — ins Mittel und hat unserem Stilling zwar keine reiche, doch eine edle und reich begabte und in jedem Falle gut zu ihm passende Frau zugeführt, die 23jährige Selma von St. Georg. Stilling, obschon über die Vierzig hinaus, hat gleich beim ersten Zusammentreffen Feuer gefangen. Man merkt es den Stellen in seiner Lebensgeschichte, in denen er von seiner Verlobung, den Brauttagen und der Hochzeit in Kreuznach erzählt, an, daß er aus übervollem Herzen dabei redet.

Mit Selma beginnt für ihn eine neue friedliche Lebensperiode. Seine Schulden hatten sie nicht abgeschrieben. „Wer werden mit Gottes Hilfe auch das überwinden können,“ sagte sie. „Warte du deines Berufes und überlaß’ mir die Sorge für die Einnahme, die Schulden und die Haushaltung, und du wirst wohl dabei fahren.“ Die Kinder hatte sie aus der Pension wieder heimgeholt und erzog sie mit mütterlicher Liebe. „Gott wird mir Kraft geben, ihnen eine treue Mutter zu sein, damit ich sie an jenem Tage getrost Christinchen zuführen kann“, so hatte sie es ihrem Manne gelobt.

Nicht lange nach seiner Heirat mit Selma wurde die Kameralakademie nach Heidelberg verlegt, und Stilling siedelte mit seiner Familie in die schöne Stadt am Neckar über. Hier hat er noch eine Zeitlang segensreich gewirkt und manche neuen Freunde gewonnen. Sein Kurfürst hat ihn um seiner Verdienste willen zum Hofrat ernannt.

Im Jahre 1787 hat ihn dann der Landgraf von Hessen als Professor der Wirtschafts- und Kameralwissenschaften an die Universität Marburg berufen. Damit begann ein neuer Abschnitt in Stillings so wechselvollem Leben.

Zunächst einmal besserten sich hier in Marburg seine wirtschaftlichen Verhältnisse ganz erheblich, zumal sich seine junge Frau als verständige Haushälterin erwies. Sie bezahlte zuerst die laufenden Schulden, dann auch regelmäßig die Zinsen für das von Friedenberg verbürgte Kapital. Und in ihrem einfachen, aber ordentlich eingerichteten Hause, in dem sie voll Tatkraft und Anmut wal-tete, fühlten sich alle Besucher wohl und heimisch. Darüberhinaus ist sie ihrem Mann, dessen Nervensystem durch langes Leiden und die übermäßige Kopfarbeit stark zer-rüttet war, und der als Folge davon viel an heftigen Magenkrämpfen litt, helfend und tröstend zur Seite ge-standen, und es gelang ihr, sein durch Schwerkraft und Seelenangst niedergedrücktes Gemüt zu beruhigen und ihm neuen Mut zu geben. Auch hat sich Stilling im Umgang mit ihr das sichere, ungezwungene Benehmen, das ihm bis dahin immer noch gefehlt hatte, aneignen können. „Ich war,“ so sagt er, „immer steif und unbeholfen, tat ent-weder zuviel oder zuwenig, und man hat mir meine niedere Herkunft immer gespürt. Dieses alles hat Selma mit zarter Hand weggewaschen und mich auch für Menschen höheren Ranges genießbar gemacht. Wen Gott lieb hat, dem gebe er ein solches Weib“, sagt Götz von Berlichin-gen von seiner Elisabeth, und Stilling kann Gott sei Dank das nämliche von seiner Selma sagen.“

Auch sein Wirkungskreis hat sich in Marburg erwei-tert. Seine Kollegen fanden Anklang und wurden gut be-sucht, und die Studenten liebten und verehrten ihren Pro-fessor. Als Schriftsteller fand er immer mehr Beifall; sein

Name und seine Lebensgeschichte sind in weitesten Kreisen bekannt geworden. Die größte Befriedigung und den reichsten Segen aber erfuhr er durch die vielen Staroperationen, die er auch während seiner Marburger Zeit mit glücklichem Erfolg fortgesetzt hat. Angesichts des Dankes von Hunderten armer Blinder, denen er das Augenlicht wiedergeben durfte, mag er wohl oft jener tapferen Tagelöhnersfrau, die ihn einst zur ersten Operation gezwungen hatte, und des frommen Molitors gedacht haben, durch den ihn Gott zu diesem gesegneten Beruf geführt und geweiht hat. Und wie er durch seine Operationen die körperlich Blinden wieder sehend machte, so wollte er durch seine Bücher und Schriften den geistig Blinden die Augen öffnen für das Licht, das von oben kommt.

In dieser Zeit überkam ihn der Wunsch, seinen alten Vater einmal wiederzusehen; Marburg lag ja nur wenige Meilen von seiner Heimat entfernt. Er schickte also eine entsprechende Botschaft nach Leindorf und bat seinen Vetter Johann Jung, der damals Bergmeister in Dillenburg war, Vater Wilhelm nach Marburg zu begleiten. So geschah es.

Stilling hielt in seinem Hause gerade eine Vorlesung, als die Nachricht eintraf, sein Vater sei da. Er eilte hinaus. Und während die Studenten mit entblößtem Haupt ehrerbietig das ungleiche Paar umstanden, trat ihr gefeierter Professor auf den alten, gebückten Bauersmann, der bescheiden vor dem Hause gewartet hatte, zu und schloß ihn voll Rührung in die Arme. Frau Selma umgab den Greis mit Liebe und Fürsorge. Der hatte große Freude, sowohl an den beiden herangewachsenen Enkeln, Hanna und Jakob, als auch an der kleinen Lisette, die inzwischen geboren war. Und als er nach vierzehn Tagen mit seinem Begleiter wieder heimreiste, erklärte er seinem Sohn:

„Die Zeit in deinem Hause ist mir ein Vorgeschmack des Himmels gewesen.“ —

Stilling und seine Frau pflegten in Marburg besonders engen Verkehr mit der Familie des Professors Coing. Der gleiche Glaube und Geist hatte beide Familien zusammengeführt und miteinander verbunden. Selma und Coings älteste Tochter, Elise, wurden vertraute Freundinnen. Einst sagte Selma zu ihrem Mann: „Wenn ich sterbe, lieber Mann, so versprich mir, daß du Elisen heiraten willst; denn du hast mich nicht mehr lange; ein merkwürdiger Mann hat mir vorausgesagt, daß ich nicht über dreißig Jahre alt werden würde.“ Stilling verwies ihr solches Reden. Doch im Herbst 1789, als sie wieder guter Hoffnung war, hatte sie eine so starke Todesahnung, daß sie mit Bestimmtheit erklärte, sie werde in diesem Wochenbett sterben. Vergebens suchte Stilling ihr das auszureden. Sie blieb dabei und bat ihn, ihr das Versprechen zu geben, nach ihrem Tode Elise zu seiner Frau zu machen. Und als sie einmal zu dreien beim Tee saßen, hat Selma die Hand der Freundin ergriffen und gebeten: „Nicht wahr, Lieschen, du versprichst mir, nach meinem Heimgang Stillings Gattin und die Mutter unserer Kinder zu werden?“

Elise errötete und sagte, Gott werde sie alle vor diesem Unglück bewahren und Selma noch lange leben lassen. Und Stilling machte mit sanften Worten seine Frau auf das Unschickliche des geforderten Versprechens aufmerksam. Da erwiderte diese: „Ach, im Himmel lebt man ja wie die Engel; man freit nicht mehr und wird nicht mehr gefreit; es ist doch traurig, daß ihr beide euch nicht über das, was die Welt Schickslichkeit heißt, erheben könnt, um mir ein Versprechen zu geben, das mich so beruhigen und freudig sterben lassen würde.“

Während des ganzen Winters rüstete sie sich zu ihrem Tode wie zu einer großen Reise. Besonnen und heiter hat sie alles geordnet. Im Frühjahr ist sie dann noch glücklich und zur großen Freude ihres Mannes mit einem Sohn niedergekommen. Doch bald nach der Geburt überfiel sie ein heftiges Fieber; und wenige Tage später schon war sie tot.

Der schmergeprüfte Stilling beugte das Haupt. „Der Wille des Herrn geschehe!“ Er schreibt: „Selma tot! Das Weib, auf das ich so stolz war, tot! . . . Ich lege die Hand auf den Mund und schweige, so weh auch Scheiden tut!“

Wie die Verstorbene es angeordnet hatte, wurde nun ihre älteste Tochter, die kleine Lisette, zu einer befreundeten Familie nach Heidelberg gegeben. Mutter Coing nahm Selmas zweites Kind, die zweijährige Caroline, und den Säugling zu sich, der allerdings kurze Zeit danach schon der Mutter gefolgt ist. Die sechzehnjährige Hanna übernahm indes entschlossen die Führung des Haushalts.

Bereits nach sechs Monaten hat sich Stilling dann mit Elise Coing vermählt. Man hat es ihm verschiedentlich zum Vorwurf gemacht — auch sein Kurfürst, der sonst sehr zufrieden mit ihm war, hat es ihm vorgehalten —, daß er die übliche Wartezeit nicht einhielt. Doch langes Warten ist nie Stillings Sache gewesen. Und ein Mann wie er brauchte eine Frau, die ihm das Haus besorgte und ihn liebend und helfend umgab. Das hat Selma wohl gewußt und hat ihm deshalb in liebender Fürsorge ihre Herzensfreundin an die Seite gestellt und noch mit ihrem letzten Blick tröstend auf sie hingewiesen. Und weil sie dessen gewiß sein durften, daß sie damit den Wunsch der

Toten erfüllten, sind sie beide freudig und mit gutem Gewissen diese Ehe eingegangen.

Am Abend des Hochzeitstages trug Hannchen, vom Vater am Klavier begleitet, ein Lied vor, das Stilling zu diesem Anlaß gedichtet hatte. Der letzte Vers des Liedes lautete:

Vater, und am Ziel der Reise
Führt uns beide, Hand in Hand,
Auf zum höhern Wirkungskreise,
Heim ins Vaterland.

Diese Bitte hat Gott ihm gnädig erfüllt. Bis ans Ziel seiner Erdenreise hat ihn Elise als treue Lebens- und Leidensgefährtin begleitet und ist nur wenige Tage vor ihm heimgegangen. —

In den neunziger Jahren, in denen durch die Französische Revolution und die darauf folgenden Kriege auch in den deutschen Ländern mancherlei Unruhe und Unsicherheit ihren Einzug hielten, sind auch Stillings Lage und Verhältnisse nicht mehr so günstig gewesen wie zu Selmas Zeiten. Elise, die nun die Finanzen übernommen hatte, hat nie Überfluß gehabt und konnte oft nur mit Mühe die Zinsen zahlen.

Vom Kriege selbst blieb die Marburger Gegend zwar verschont, doch war sie der Sammelpunkt zahlreicher Flüchtlinge. Auch Stillings älteste Tochter Hanna, die 1792 den Pfarrer Friedrich Heinrich Schwarz geheiratet hatte, mußte eine Zeitlang Zuflucht im Elternhaus suchen. Schon vorher hatte Stilling nach dem Tode der Eltern Coing Elises Bruder und zwei jüngere Schwestern bei sich aufgenommen. Und als dann die zweite Frau seines Vaters plötzlich starb, hat er auch ihn, der damals im achtzigsten Lebensjahr stand, zu sich geholt und ihm die nötige Pflege und Fürsorge bis zu seinem Tode ange-

deihen lassen. In den letzten Wochen seines Lebens hat der Greis niemand mehr erkannt. Nur wenn man ihm einen Bibelspruch oder ein geistliches Lied, die er in seiner Jugend auswendig gelernt hatte, vorsagte, erwachte sein Geist wieder, und er wiederholte es unter Thränen. Stilling sagt darüber: „Die ersten Eindrücke im Gedächtnis des Kindes sind unlöslich, und wenn die Seele im Alter, wie Vater Wilhelm, eine Wüste durchpilgern muß, wo sie Bewußtsein und Vernunft verloren, so sind solche Bibelsprüche und Verse ein Himmelsbrot, das zum Übergang über den schauerlichen Strom des Todes stärkt.“ Als der Vater dann endlich erlöst wurde, durften Stilling und Elise das Gefühl haben, ihre Kindespflicht treu erfüllt zu haben.

In diesen oft so unruhigen Jahren hat Stilling eine Reihe neuer Bücher und Schriften verfaßt. 1789 war als vierter Teil seiner Lebensgeschichte „Heinrich Stillings häusliches Leben“ erschienen. Es folgten nun die „Szenen aus dem Geisterreich“, über deren Entstehung er schreibt: „Haben Lucian und Wieland Szenen aus dem Reich erdichteter Gottheiten geschrieben, so will ich nun Szenen aus dem wahren christlichen Geisterreich zum ernstlichen Nachdenken, zur Bekehrung und Erbauung der Leser schreiben, das Honorar aber zum Unterhalt meiner armen Blinden verwenden.“ Des weiteren erschienen die „Siegesgeschichte der christlichen Religion“ (eine volkstümliche Auslegung der Offenbarung des Johannes), die seinerzeit recht umstrittene „Theorie der Geisterkunde“, die Zeitschrift „Der graue Mann“, ein christliches Blatt für das Volk, das er bis zu seinem Tode herausgegeben hat, und als bedeutendster Ertrag dieser Jahre das „Heimweh“. Er schildert darin auf Grund eigener Erlebnisse des Christen Buß- und Glaubenskampf auf der Lebensreise. 4, Se-

lig sind, die das Heimweh haben, denn sie werden nach Hause kommen," ist sein Wahlspruch gewesen. Er hat mit diesem Buch in jener schweren bewegten Zeit, da alles in den Grundfesten erschüttert war und einzustürzen drohte, das Heimweh nach dem ewigen Vaterland erwecken wollen. Neben Stillings Jugendgeschichte und der „Wanderschaft“ wird das „Heimweh“ von vielen für sein bestes Werk gehalten. Es hat bei seinem Erscheinen großen Beifall gefunden, den Namen seines Verfassers über die deutschen Grenzen hinaus bekannt gemacht und ihn mit vielen ausgezeichneten Christen anderer Länder in Verbindung gebracht.

Aber nicht nur durch seine Schriften hat Stilling für das Reich Gottes wirken können, auch als Augenarzt hatte er oft Gelegenheit, auf die geistige Blindheit seiner Patienten segensreich einzuwirken. Er hat in dieser Tätigkeit manche ausgedehnte Reise unternommen. So wurde er nach Bremen, Braunschweig, zweimal in die Schweiz, nach Herrnhut und anderswohin gerufen, um am Star Erblindete zu operieren. Und fast immer hatte er die Freude, als schönsten Lohn den Dank der Geheilten mitzunehmen. Über zweitausend Starblinde hat er, ehe die müde Hand endlich ruhen durfte, operiert und meistens auch glücklich geheilt. Auf allen seinen Reisen wurde er von seiner treuen Elise begleitet. Obwohl sie selbst jahrelang von einem schmerzlichen nervösen Halszucken gequält wurde, galt ihre erste Sorge doch stets ihrem oft unter Magenkrämpfen und seelischen Depressionen leidenden Gatten.

Stillings Alter

So gingen unter Leid und Freud Stillings spätere Jahre bis ins hohe Alter hin. Sein Leben war ruhiger geworden, doch es verlief nicht im Sande. Er hat wie der getreue Knecht sein Pfund nicht vergraben. Christliche Liebeswerke bezeugten bis zu seinem Tod, daß der wahre Glaube, der durch Liebe tätig ist, ihn beselte. In seinen „Lehrjahren“ sagt er: „Von allen Seiten wurden mir arme Blinde mit Zeugnissen der Armut zugesandt ohne das nötige Geld zum Unterhalt während der Kur. Die beiden Direktoren der protestantischen Waisenhäuser in Marburg nahmen für ein mäßiges Kostgeld diese armen Blinden auf. Aber ich mußte für die Bezahlung sorgen. Da gab's manch harte Glaubensprobe, doch der Herr hat sie alle legitimiert.“ Ermöglicht wurde Stilling diese Fürsorge für die Armen dadurch, daß es nun immer häufiger vorkam, daß die Reichen, denen er das Augenlicht wiedergab, reichlich für die Armen mitbezahlten. Vor allem von seinen zwei Schweizer Reisen ist er reichbeschenkt wieder heimgekehrt und war nun endlich auch in der Lage, das von Friedenberg verbürgte Kapital für sein Studium voll zurückzuerstatten. „Das hat der Herr getan!“ ruft er dankbar aus.

Im Jahr 1803 begann Stillings letzter geruhssamer Lebensabschnitt. Sein großer Freund und Gönner, der Kurfürst Karl Friedrich von Baden, berief ihn bei ausreichendem Gehalt, doch ohne ihn an ein Amt zu binden, in sein Land. Er sollte fortan frei von allen Fesseln nur als Schriftsteller und Augenarzt für das Reich Gottes wirken können. Diesem Ruf ist Stilling freudig gefolgt. Noch im Herbst des gleichen Jahres siedelte er mit seiner Familie von Marburg nach Heidelberg und drei Jahre

später an den Hof nach Karlsruhe über. Hier hat er in seinem reich gesegneten Familienkreis, von zahlreichen Freunden und Gästen umgeben, von hoch und niedrig geliebt und verehrt, seine letzten Lebensjahre verbracht.

Von seinen sechs überlebenden Kindern blieb Christine, die jüngste Tochter, bis zum Tode der Eltern im Vaterhaus. Stillings älteste Tochter Hanna lebte mit ihrer großen Familie in Heidelberg, wohin ihr Mann, Friedrich Schwarz, als Professor der Theologie berufen worden war. Der älteste Sohn Jakob, der Amalie Coing, Elises jüngere Schwester geheiratet hatte, war Jurist in Rastatt. Sein jüngerer, sehr begabter Bruder Fritz ist später als Kameralist nach Rußland gegangen und dort wegen seiner Verdienste vom Kaiser Alexander, der ein großer Verehrer Stillings gewesen ist, geadelt worden. Caroline, die einzige überlebende Tochter Selmas, war die Leiterin eines Töchterinstituts in Karlsruhe, und Amalie, die Zweitjüngste, half im Mannheimer Schloß die badischen Prinzessinnen unterrichten.

Es sind trotz mancher körperlicher Übel gesegnete Jahre gewesen, die Stilling an seinem Lebensabend beschieden waren. Doch bei allen Erfolgen, die er noch erleben durfte, bei allen Ehrungen, die ihm zuteil wurden, blieb er stets dessen eingedenk, daß ihm alles aus Gottes Hand nur zukam. Demütig, wie er die Prüfungen hinzunehmen gelernt hatte, nahm er nun auch den Lohn hin. Bis ans Ende seiner Tage blieb er im Vollbesitz seiner Geisteskräfte. Noch in seinem letzten Lebensjahr ging er daran, sein gesegnetes Alter zu beschreiben.

„Bald am Ziele meiner irdischen Wallfahrt, im Anfang meines siebenundsiebzigsten Jahres, nach einem Jahr durchkämpfter körperlicher Leiden, Magenkrampf und Entkräftung, durchweht mich gleichsam ein heiliger

Schauer. Wie Schattenbilder an der Wand zieht die lange Reihe der durchlebten Jahre an mir vorüber. Die Gegenwart kommt mir vor wie ein großes feierliches Bild, das aber mit einem Schleier bedeckt ist —, den ich erst lüften werde, wenn meine Hülle im Grabe ruht und der Auferstehung entgegenreift. Von diesem Bilde wird dann Gnade und Barmherzigkeit, Seligkeit durch die Versöhnungsgnade meines himmlischen Führers mein ganzes Wesen durchstrahlen — Hallelujah!

„Es sieht doch jetzt ganz anders um mich aus, als wie ich meine Umgebung in „Heinrich Stillings Jugend“ beschrieben habe. Ich sitze nicht mehr im kleinen, dunklen Stübchen zwischen Sonnenuhren am eichenen Klapp Tisch und nahe für den Nachbar Jakob an einem Brustlaß oder mache Knöpfe an den Sonntagsrock von Schuhmachers Peter. Eberhard Stilling schreitet nicht mehr im leinenen Kittel kräftig einher, und Margareth kommt nicht mehr emsig, um hinterm Ofen im bunten Kästchen Salz für die Suppe zu holen. Nicht mehr schnurren die Räder meiner blühenden Ruhmen um die Öllampe herum, und die Stimme ihres Gesangs ist längst verhallt. Der Oheim Johann kommt nicht mehr, uns erstaunten Zuhörern von seinen neuen Entdeckungen in der Elektrizität, der Mechanik, Optik, Mathematik und dergleichen zu erzählen. —

„Nein, es sieht jetzt ganz anders um mich aus. —

„Da sitze ich auf meinem bequemen Großvaterstuhl vor meinem viel gebrauchten Pult. An den Wänden um mich her hängen Pfänder zur Erinnerung an meine nahen und ferneren Freunde. Meine viele Jahre lang schwer geprüft: Elise wankt um mich her und besorgt Gegenwart und Zukunft. Und meine jüngste Tochter, Christinchen, geht ihr dabei an die Hand und führt ihre Verordnungen aus. Sie ist das einzige von meinen Kindern, das noch bei mir ist

und mich oft mit seinem Klavierspiel ermuntert und erquickt.

„Meine Tochter Hanna lebt mit ihrem lieben Schwarz und zehn Kindern zu Heidelberg im Segen; ihre älteste Tochter ist mit dem Professor Bömel in Hanau verheiratet und hat mich mit einem Urenkel beschenkt, dessen Pate ich bin. Und der älteste Sohn Wilhelm war Rektor an der Schule zu Weinheim und ist jetzt hier Erzieher des einzigen Sohnes unseres würdigen Staatsministers, des Herrn von Berkheim. Die Universität Heidelberg gab ihm das Doktordiplom der Philosophie. Mein Sohn [Jakob] in Rastatt lebt mit seiner Frau und sechs Kindern im Segen. Der Herr führte ihn schwere Wege, aber er geht sie mit den Seinigen, wie es dem Christen geziemt.

Da die würdige Frau von Graimberg die Erziehung der beiden großherzoglichen Prinzessinnen übernommen und meine dritte Tochter Amalia als Gehilfin ins Schloß mitgenommen hat, so hat nun meine älteste Tochter Karoline die Führung des Instituts als Vorsteherin angetreten. Ihr schöner Wirkungskreis erheitert den Abend meines Lebens, und beide Töchter besuchen uns beide Eltern fast täglich. Endlich verlebte auch mein zweiter Sohn Friedrich noch das letzte Jahr bei uns, ehe er als Kameralist und Ökonom seine Laufbahn in Rußland antritt. Seine Guitarre und sein schöner männlicher Gesang verscheuchen mir manche trübe Stunde. Doch fällt mir ein, daß die Großväter und Großmütter gar gesprächig werden, wenn von ihrer Familie die Rede ist. Um nun nicht in diesen Fehler zu verfallen, will ich lieber einlenken und den Faden meiner Lebensgeschichte an Stillings Lehrjahre wieder anknüpfen . . .“

Er hat diese Arbeit nicht vollenden können. Der Tod hat ihm die Feder aus der Hand genommen. Noch im

gleichen Jahr, dem 77. seines Lebens, am 2. April 1817, ist er nach kurzem Krankenlager an der Brustwassersucht gestorben — nur wenige Tage, nachdem ihm seine treue Elise vorangegangen war.

Ein Brief

Karlsruhe, den 8. April 1817.

Meine !

Für Dich will ich zuerst wieder die Feder ergreifen nach den Tagen der Trauer, die ich mit unsern Freunden Jung-Stilling durchlebt habe. Du bist es wohl wert, alle die tiefen, gesegneten Eindrücke zu teilen, die wir empfunden, und für die ich Gott noch in manchen Augenblicken meines Lebens danken werde trotz alles Schmerzes, der damit verbunden war. Ich sage mir oft, daß, wen Gott des Anblicks dieses sterbenden Christen würdigte, keine Entschuldigung finden kann, wenn die Welt mit ihren Täuschungen und Glitterglanz ihn wieder mit sich fortreißt, oder wenn er im Kampf mit irdischen Leiden im Vertrauen und in der Liebe wankt. Erwinnere mich daran, Du Gute, Treue, wenn ich je wieder kleinmütig oder leichtsinnig sein sollte, und mahne mich an das Urtheil, das ich heute mit der festesten, innigsten Überzeugung ausgesprochen habe.

Was für eine gesegnete heilige Woche war das! Sag', konnte der teure Greis schöner enden als in dieser stillen, ernstern Karwoche, wo alle Gebete der Christenheit sich um des Erlösers Kreuz sammeln, um mit den Engeln und Heiligen im Himmel das große Fest der Erlösung zu feiern? Ich will Dir die letzten Tage des geliebten Vaters Jung-Stilling recht ausführlich beschreiben; ich rufe mir

selbst gern jeden bedeutenden Augenblick vor die Seele zurück.

Du weißt, nach dem Tode seiner Frau, seiner treuen Elise, wollte er niemand mehr sehen als seine Kinder und auch diese nur augenblicksweise. Er schien sich ganz von der Erde loszusagen zu wollen, um sich vorzubereiten zu seiner nahen letzten Reise. Vorigen Sonnabend ließ ihn die Königin von Schweden bitten, ihr zu erlauben, mit ihrer Tochter, der Prinzessin Sophie [spätere Großherzogin von Baden], zu ihm zu kommen, weil sie so sehr wünschte, daß diese vor ihrer Konfirmation von ihm eingeseget werde. Zu dieser heiligen Handlung war er so gleich bereit wie immer zu jedem wohlthätigen Zweck. Aber sie griff ihn so sehr an, daß nachher seine Kräfte sichtbar schwanden. Der Geist aber blieb hell und klar bis zum letzten Atemzuge, ja, ich möchte sagen, er belebte und erklärte sich immer mehr, je mehr die physische Kraft abnahm — das ist doch wahrlich ein recht sichtbarer Segen des Herrn gewesen!

Am Sonntag fühlte er sich selbst schon sterbend, wurde aber in seinem Gespräch so heiter, lebendig und klar wie immer. Er wollte noch alle Freunde sehen, die zu seinen Kindern kamen, er sprach über wissenschaftliche Gegenstände; und dem Fräulein Knebel, das nach seinem Befinden fragte, antwortete er: „Mir geht es gut, aber seit die Mutter fort ist, bin ich nicht mehr zu Hause.“

Am Montagabend fing eigentlich der Zodiesskampf schon an. Der Puls begann zu stocken, und er selbst erklärte, sein Ende sei sehr nahe. Alle Kinder blieben die Nacht über um ihn versammelt; der Sohn Jakob aus Kallatt war auch da, nur die Schwarz fehlte, aber zwei ihrer Söhne waren gekommen. Vater Jung litt wenig und behauptete, er habe eine herrliche Nacht gehabt. Er sprach

viel und heiter mit seinen Lieben über das Jenseits und äußerte so erhebende, stärkende und tröstende Worte, daß ich am anderen Morgen Carolinchen ganz begeistert fand. Sie täuschte sich keinen Augenblick über die nahe Todesstunde des geliebten Vaters, aber Gott gab ihr die Kraft, still und fromm ihr entgegenzusehen. Sie sagte mir: „Ich habe in den Gesprächen dieser Nacht Licht und Kraft geschöpft für ein langes, ödes Leben.“ Carolinchen rührte mich ungemein; ich habe sie nun in allen Lagen gesehen und bewährt gefunden. Oft zitterte ich, daß wir auch sie bald verlieren müssen. Sie scheint mir zu rein, zu vollendet für unsere arme Erde.

Als ich den teuren Greis wieder sah, fand ich schon alle Züge des Todes an ihm, aber die alte Freundlichkeit und ein fast kindliches Lächeln. Ich blieb mit der Mutter an der Tür stehen. Diese bemerkte er zuerst, rief sie an sein Bett und sagte heiter: Sie kriechen ja ums Schlüsselloch herum.“ Sie fragte, wie es ihm gehe. Er antwortete: „Ich gehe nun bald heim, wo ich den Herrn schauen kann.“ Mutter und Frau von Grainberg weinten. Das war ihm von jeher sehr peinlich, und er sagte:

„Kann man denn glücklicher enden? Umgeben von allen meinen Lieben! Ich habe keines verloren, sie sind alle auf dem Wege des Heils. Ich gehe heim ohne Erden Sorgen, ich werde mit Liebe gepflegt. O, wie hat Gott alles so herrlich hinausgeführt! — Wie verschieden war es in meiner Jugend, und wie oft habe ich mich mit unnützen Sorgen gequält und um nichts betrübt. Habe ich doch einmal als Knabe achtundvierzig Stunden lang geweint, weil meine flûte douce [Flöte] zerbrochen war und ich keine 12 Kreuzer hatte, um eine neue zu kaufen. Ich glaubte damals, die Freude meines Lebens sei dahin — das Geld war so rar für mich! Jetzt hat mich Gott auch

von dieser Seite gesegnet. Ich entbehre keine Bequemlichkeit, keine Pflege — was will ich da von Leiden sprechen?“

Dabei litt er wirklich viel; aber keine Klage ist über seine Lippen gekommen, keine Bewegung der Ungeduld hat man an ihm merken können. Er sagte zu seinem Großsohn: „Gott hat sich mein Leben lang so vielfach an mir verherrlicht, jetzt ist es an der Zeit, daß ich ihn durch Geduld im Leiden und im Tode verherrliche.“

Und diesem Vorsatz ist er treu geblieben bis ans Ende zur Erbauung und Erhebung vieler Gläubigen und Schwachen. Dieses schöne Ende eines reinen, frommen Wandels hat auch manches Weltkind mächtig ergriffen. Sein Tod hat allgemein einen tiefen Eindruck gemacht und bei vielen segensreicher gewirkt als sein schönes Leben. Man muß auch hierin in Demut die Wege des Herrn verehren, wie ja überhaupt seine waltende Vaterhand recht sichtbar mit diesem Gerechten war. Die letzte Erhörung seines Gebets, welches er am Tage seiner dritten Hochzeit vor siebenundzwanzig Jahren niederschrieb, ist doch wirklich eine wunderbare Bestätigung seines frommen Kinderglaubens an die sichtbare Erhörung unserer Gebete.

Am Abend vor seinem Tode hat er halb schlafend vor sich hingelächelt und gesagt: „Die Mutter kann es doch gar nicht erwarten, bis ich wieder zu ihr komme — sie schickt mir einen lieben Boten um den andern.“

Der ganze Dienstag war ein sehr schöner Tag. Wenn Vater Jung auch litt, so war er doch heiter im Geiste. Ich war fast den ganzen Tag in seinem Zimmer, setzte mich aber so, daß er mich nicht sehen konnte. Einmal wurde er meiner doch gewahr — sogleich streckte er mir

die liebe Hand entgegen und hat die meinige noch recht kräftig gedrückt. Für Schenkendorffs [Familie des bekannten Dichters der Befreiungskriege, der zu Stillings engsten Freunden zählte] gab er Carolinchen noch viele liebevolle Aufträge und sagte noch einmal so vor sich hin: „Ja, Schenkendorffs, die gefallen Gott wohl, die hat Er recht lieb, das weiß ich, dazu braucht's keiner Offenbarung.“

So manches älteren Freundes gedachte er noch in Liebe und Teilnahme. Seinen Kindern gegenüber war er ganz Liebe und Fürsorge. Gegen Abend sagte er: „Seht, Kinder, ich habe euch doch gewiß herzlich lieb — aber es wird mir gar nicht schwer, euch zu verlassen.“

Bei diesem Lossagen von allem Irdischen ist es doch gewiß eine schöne Bemerkung, daß seine Empfänglichkeit für jede, auch die kleinste Freude bis zum letzten Augenblick dieselbe blieb. Er konnte wie ein Kind sein. Noch am letzten Tag wurde ein blühender Maiblümchenstock neben sein Bett gestellt. Er bemerkte ihn sogleich und freute sich des zarten Frühlingsboten.

Die Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch war völlig schlaflos, aber es muß eine schöne, erhebende Nacht gewesen sein. Der Mond und die Sterne schienen hell durch die Fenster — der Sterbende freute sich daran und war mitten im Zedekampf heiter und sehr lebendig im Geiste. Mit der Morgenröte — es war die letzte, die er auf Erden sah, die Morgenröte seiner ewigen Seligkeit — rief er alle seine Kinder um sein Bett, betete laut mit ihnen, legte seine Hand auf jedes Kindes Haupt, sank dann entkräftet zurück und schlummerte ein. Die Kinder hofften, es möge der letzte Schlaf sein, aber er und sie mußten noch durch einen schweren Kampf hindurch.

Er schlief noch, als ich in der Frühe kam. Beim Erwachen fing das Köcheln wieder an. Er sprach aber, ohne zu klagen. Nur einmal rief er: „O, Du Todesüberwinder, gib mir Kraft!“

Carolinchen erwiderte: „Das wird Er gewiß; Er hat ja selbst den Kelch geleert bis zum letzten Tropfen.“

Der Vater faltete die Hände und nickte. Er verlangte oft zu trinken und wußte noch immer selbst die geschickteste Art anzugeben, wie man ihm das Wasser einflößen könne. Carolinchen fragte, ob es ihm an Luft fehle. Er bestätigte es. — Ob sie ihm ein Senfpflaster auf die Brust legen solle? — Lächelnd sagte er: „Ja, liebes Kind, bis das fertig ist, — so lange dauert es nun nicht mehr.“ Heißt das nicht, dem Tode klar ins ernste Angesicht schauen?

Er lebte noch, als das Senfpflaster fertig war, knüpfte geduldig seine Jacke auf und ließ es sich legen. Bald aber hob er gewaltsam die Hände empor. Carolinchen wollte ihn aufrichten; sie meinte, er liege nicht gut. Er aber rief: „Nein, himmelan!“ — und bald darauf: „Ich sehe nicht mehr!“

Die Kinder knieten um sein Bett. — Ach, hättest Du Carolinchen gesehen — sie war wie der Engel, der unter dem Kreuz steht, und kämpfte schmerzlicher als der geliebte Vater. Es war eine lange, feierliche Stille. Da trat der Hofprediger Martini an sein Bett und rief ihm mit sanfter Stimme zu :

„Wie wohl wird mir, Erlöser, sein,
Wenn ich mich Deiner ganz zu freu'n
Dich dort anbeten werde!“

„Amen, Amen!“ erwiderte laut der Sterbende. Martini sprach noch einige erbauliche Worte, die Vater Jung mit einem freudigen „Ja, ja!“ bekräftigte. Dann war es

wieder eine Zeitlang still. Auf einmal öffneten sich die lieben Augen zum letzten Mal dem Licht. Er blickte im Kreis der Kinder umher und schien jemand zu suchen. Carolinchen bemerkte, daß ihr Bruder Fritz so stand, daß ihn der Vater nicht sehen konnte. Sie winkte ihm, und als nun der teure Greis auch ihn in dem geliebten Kreise fand, war er zufrieden. Das war gleichsam sein letzter Segen. Noch ein gewaltsamer, schmerzhafter Kampf — und die reine Seele war bei Gott. Die müden Augen schlossen sich für immer dem irdischen Licht, um ein Schöneres zu schauen.

Dieser Übergang, den ich so sehr gefürchtet hatte, war so erhaben und heilig. Wir alle weinten, und doch fühlte sich keines trostlos betrübt. Selbst das arme, verwaiste Christinchen war rührend ergeben in seinem Schmerz. Der Vater hatte ihr diese Ruhe wohl ganz besonders erbeten. Am Abend vor seinem Tode hatte er mehrmals im Schlaf geflüstert: „Ja, Linchen ist vernünftig, sie ist ja so brav.“ — Ich blieb diesen Tag über bei den lieben Menschen, bis die letzten Strahlen der Abendröthe auf die verklärten Züge des Toten fielen.

Den folgenden Tag brachte ich eine unvergeßliche Stunde an dem Totenbett zu. Carolinchen schloß mir ihr Herz ganz auf. Dann lasen wir ein Osterlied, das der Vater ihnen noch selbst aufgeschlagen hatte, und Bruchstücke aus seinen Erinnerungsbüchern, in denen er die Daten der bedeutendsten Ereignisse seines Lebens verzeichnet hatte. Da stand nun seine ganze Lebensgeschichte wieder vor unserem Gedächtnis. Und es war uns, als lächle er zu unserm Gespräch über all die Erden Sorgen, die er einst zu überwinden hatte. Er lag da unter Blumen wie verklärt und sah noch freundlicher und frommer als im Leben aus.

Am Osternachmittag ist die Leiche unseres unvergesslichen Vaters Jung-Stilling begraben worden. Später holten wir dann seine letzte Arbeit „Stillings Alter“ hervor und lasen daraus. Leider hat er dieses Werk nicht vollenden können. Es reicht nur bis zum Jahre 1805. Zu Beginn hat er seine Lage beschrieben, wie sie im vergangenen Winter gewesen ist. Die Gegenüberstellung seiner Jugendjahre und seiner letzten Lage ist sehr rührend und erfüllt von einem Gefühl der Freude und Dankbarkeit wie der erste Teil seiner Lebensgeschichte. Wir haben uns alle daran erheitert . . .“

Nachwort

Welch ungewöhnlicher Lebenslauf! Welch erstaunlicher Aufstieg — vom Bauernjungen zum Geheimen Hofrat, vom Dorfschulmeister zum Hochschulprofessor, vom Schneidergesellen zum gefeierten Schriftsteller und weitberühmten Augenarzt! Wieviel Fleiß, wieviel Mut, wieviel Beharrlichkeit und Energie waren nötig, um das zu erreichen! Wieviel Schweiß, wieviel Tränen muß ein solcher Weg gekostet haben! Und welch ein Mann, den ein Goethe seinen Freund nannte, dem ein Lavater lebenslang innig verbunden blieb, dem ein Kant seine Hochachtung brieflich bezeugte, den persönlich aufzusuchen, ein Zar Alexander sich nicht nehmen ließ — und das in einer Zeit, da im deutschen Raum wahrlich kein Mangel an Trägern weithin leuchtender Namen war!

Was aber sagt dieser so gefeierte, von hoch und niedrig geehrte Mann selbst dazu? Er sagt im „Rückblick auf seine Lebensgeschichte“: „Zeigt meine ganze Lebensgeschichte nicht unwiderstehlich, daß mich nicht menschlicher

Verstand und Weisheit, sondern der, der der Menschen Herz, Handlungen und Schicksale, doch ohne Zwang ihres freien Willens, zu lenken versteht. von Anfang bis zu Ende wahrhaft nach einem vorbedachten Plan geleitet, gebildet und erzogen hat?"

„Zeigt meine Geschichte nicht ebenfalls unwiderlegbar, daß von meiner Seite nicht das Geringste, weder zum Entwurf noch zur Ausführung meines Lebensplanes geschehen ist? — Weder Schwärmerei noch Irrtümer hatten an jenem Plan und dessen Ausführung teil, denn wo ich schwärmte oder irrte, da wurde ich immer durch die Entwicklung eines Bessern belehrt.“

Das also ist das Geheimnis seines Aufstiegs, das war das Größte an diesem Mann: sein unerschütterlicher Glaube an Gottes ganz persönliche Führung, die er so oft erfahren durfte.

Goethe bekannte von ihm: „Sein Glaube duldet keinen Zweifel und seine Überzeugung keinen Spott.“ Und sein Schwiegersohn Schwarz faßte sein Urteil über ihn zusammen in den Worten: „Christus hatte in ihm eine Gestalt gewonnen.“

Wahrlich, in diesem Mann kann unsere Zeit, die nach gelebtem Glauben verlangt, ein leuchtendes Vorbild lebendigen Glaubens finden!

Zeugen des gegenwärtigen Gottes

Eine Reihe christlicher Lebensbilder.

Jeder Band in Pappe gebunden mit farbigem Schutzumschlag und Bild.

Einzelnummer DM 1.40, Doppelnummer DM 1.80.

Band 1

Bodelschwingh

Ein Lebensbild für unsere Zeit.

Von Pastor E. Senf, Lobetal. (14.—23. Fbd.) 80 S.

Band 2

Pastor Wilhelm Busch

Ein fröhlicher Christ. Geschichten und Erinnerungen.

Von P. Wilh. Busch. (21.—30. Fbd.) 76. S.

Band 3

Johann Christoph Blumhardt

Ein Zeuge des gegenwärtigen Gottes.

Von Dr. Alo Münch. (11.—20. Fbd.) 96 S.

Band 4

Carl Hilty

Ein Freund Gottes.

Von Dr. Friedrich Seebast. 76 S.

Band 5

Samuel Keller

Gottes Werk und Werkzeug.

Von Pastor Ernst Bunke. (2. Auflage) 87 S.

Band 6

Was ich mit Jesus erlebte

Von Margot Wurm von Zink, geb. Gräfin Lottum.

(22.—31. Fbd.) 80 S.

Neuerscheinungen:

Band 7/8

Matthias Claudius

Der Wandsbeker Bote.

Von Dr. Friedrich Seebast. 116 S.

Band 9/10

Mathilda Wrede

Die Freundin der Gefangenen und Armen.

Von Marie Luise v. Koon. 120 S.

Band 11

Heinrich Jung-Stilling

Wanderer an Gottes Hand.

Nach Margareta Spörklin. 80 S.

Unsere Zeit, die nach gelebtem Glauben verlangt, lernt in diesen Lebensbildern Vorbilder des lebendigen Glaubens kennen.

Die Reihe wird fortgesetzt!

Dies sind kleine, nicht teure, doch gut geschriebene Lebensbilder, die recht empfohlen werden können. Gerade unsere Jugend sollte solche Lebensbilder lesen, um daraus die Wirklichkeit und Schönheit des echten Christentums zu lernen

„Ev. Allianzblatt“.

ADA VON KRUSENSTJERNA
geb. Fürstin Barclay de Tolly-Weymarn

Im Kreuz hoffe und siege ich

Lebenserinnerungen

6. Aufl. / 18.—23. Tsd. / 240 Seiten

Kart. DM 5,40; Halbkorr DM 6,50

Die als Fürstin in Rußland geborene Verfasserin dieses ungemessen fesselnd geschriebenen Lebensberichtes ist als Gespielin der Prinzessinnen am Zarenhof aufgewachsen. Wie ein Märchen aus einer längst vergangenen Zeit klingt vieles. Später muß sie um ihres Glaubens willen Rußland verlassen, ist viel auf Reisen, erfährt manches Leid, trifft mit zahlreichen bemerkenswerten Menschen zusammen, bleibt in allem aber stets in innigster Verbindung mit ihrem Heiland, dem sie bis an ihr Lebensende dient.

Der Kritiker ist diesem Buch zunächst mit Zurückhaltung begegnet; je weiter er aber vorankam, um so stärker ist er von ihm gepackt worden. Die Verfasserin ist die Tochter des russischen Generals Fürsten Barclay de Tolly-Weymarn. Man erhält einen sehr lebendigen Eindruck von der russischen Gesellschaft unter der Zarenherrschaft, auch von der ersten Frömmigkeit führender Kreise, von der verhängnisvollen Wendung, die durch den Einfluß des Großinquisitors Pobedonoszeff nach dem Tode Alexanders II. unter Zar Nikolaus eintrat, der die Russifizierung und Zwangsherrschaft der orthodoxen Kirche durchsetzen wollte. Auch damals hieß es: „Was reden Sie mir von Jurisprudenz, wenn ich Ihnen den höchsten Willen kundtue.“ — Das durch Höhen und Tiefen gehende Leben der Verfasserin ist durch Begegnungen mit allerlei Menschen ausgezeichnet: Mutter Eva von Tiele-Winckler, Elsa Brandström, John Mott, Blumhardt u. a. Die Tochter der Verfasserin, — diese ist im Jahre 1942 heimgegangen — fügte einen Nachruf auf ihre Mutter hinzu und berichtet von ihrem Lebensabend.

Evng. Preßverband für Deutschland.
„Evng. Buchberater.“